

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Des Vettters Gruß zum neuen Jahre!



Grüß Gott auch! von Herzen im neuen Jahr,
Euch Alten und lieben Getreuen!
Der Vetter will jetzt in schlichtem Gewand
Auch heuer die Wandrung erneuen.

Er wandert durch Täler, Berge und Höh'n
Im heimischen badischen Lande,
Durch's Elsaß, Schwaben, des Rheines Revier
Nach Preußen, zum nordischen Strande.

In Oesterreich, der Schweiz, dem Alpengebiet
Wohl über dem Meere, dem blauen,
Wo deutsch ist die Sprache, deutsch das Gemüt,
Da könnt ihr den Vetter erschauen.

Er kehrt dort am Abend zur Herberge ein,
Erzählet dem lauschenden Kreise
Von Heimat und Herd, von Völkern und Land
Geschichten in traulicher Weise.

Wenn alles dann lauscht, gespannt auf ihn hört,
Da wird's ihm so heimisch im Herzen,
Er möchte jedem wie's Innre begehrt,
Die Sorgen mitnehmen und Schmerzen.

Drum nehmt bei der Wandrung im fernen Land
Den Vetter bei euch auf in Treuen.
Er bleibet ein Freund in Freud und Leid,
S' wird Keinen wohl jemals gereuen.

Und wird zur Erfüllung im neuen Jahr,
Um was er von Gott für euch flehet,
Dann bleibt ihr befreit von Sorge und Plag
Und hofft, daß es wohl euch ergethet.

Der Vetter.

Frater Romedius.

Geschichtliche Erzählung von Hermann Hirschfeld.

In einem Sommernachmittage des Jahres 1725 eilte ein junger, etwa zwanzigjähriger Mann dem Gitter zu, das den gräßlich Elsnerschen Schloßgarten nach dem oberbayerischen Städtchen Rosenheim hin abschloß. Es war ein hübscher Burche mit dunklen Haare und blühenden Augen, den man sich viel eher in Jägertracht oder im Soldatenrocke als in der Jacke und der grünen Schürze eines herrschaftlichen Gärtners zu denken vermochte.

Hinter der kleinen Pforte harrete eine ländlich gekleidete frische Dirne des Kommenden. Die jungen Leute hätten leicht über das niedere Gitter hinweg ein Plauderstündchen halten können, aber der Gärtner drehte den Schlüssel um und bat das junge Mädchen einzutreten.

„Grüß Gott, liebe Magdalena“, sagte er mit jugendfrischer Stimme, „hast brav Wort gehalten und bist pünktlich am Feldrain. Schau, das ist gut von dir“, fuhr er mit lebhaftem Ausdruck fort; „so gerne ich

auch der alten Mutter wegen im Herrendienste aushalte, so willig ich es trage, nichts weiter zu sein, als ein simpler Gärtner, so müßt ich doch schier verzagen, stürzte mich nicht ein Blick in deine treuen Augen. Wenn ich nicht wüßte, daß ich hier wenigstens ein Herz habe, das mich liebt, und um dessenwillen es der Mühe wert ist, an der Scholle zu kleben, dann könnt' ich's nicht aushalten und mich treten lassen von den Großen und schinden lassen von meines Gleichen, weil Haß und Neid ihre Seele vergiftet. Magdalena, Magdalena!“ Der junge Mensch preßte die Lippen zusammen, „wärt ihr nicht, du und die Mutter, — ich wäre längst dem Grafen aus dem Dienst gelaufen und Soldat geworden, — beim Großtürken meinestwegen. Dem schurkischen Ruben aber, dem Schreiberfranzl, der keine Gelegenheit versäumt, mich bei der Herrschaft, bei der er sich anzufuchsen versteht, anzuschwärzen und mir das Leben sauer zu machen, — dem hätt' ich ein Andenken hinterlassen, das ihn an den Georg Werner mahnen sollte, so lang er lebt!“

„Still, Georg!“ bat das Mädchen; „wie ungestüm du heut wieder bist! Weiß ja, daß du am liebsten wärst, wo die Trommel rasselte, und daß du nur um der Mutter und meiner willen aushälst, weil der Vater mich nimmer in die Fremde zur Ehe geben würde. Da es aber einmal so ist, solltest du den Haß des Franzl nicht noch anschüren und —“

Die Worte Magdalena's, welche die Tochter eines kleinen Hofbesizers im Dorfe war, wurden durch heranannahende Schritte unterbrochen. Es war ein Kapuzinerbruder, der den Feldrain entlang am Gartengitter vorüberschritt, um sich einen Umweg durch das nahe Gehölz bis zum Dorfe zu ersparen. Das grelle Sonnenlicht ließ die mächtige Gestalt, die eine Rutte von grobem, braunem Stoff umhüllte, in der ganzen Wirkung ihres unerwarteten Erscheinens hervortreten. Diese war um so größer, als das Gesicht des etwa sechsunddreißigjährigen Bettelmönches — als solchen bezeichnete ihn der Saß auf der Schulter — dem stattlichen Wuchse völlig entsprach; denn in der Umrahmung des dichten dunklen Bartes zeigte dieses eher Züge eines Kriegsmannes als die eines Ordensmannes, und so freundlich und zutraulich auch die braunen Augen einem entgegenblickten, lag doch darin ein Ausdruck wie der Widerschein eines heißen Blutes, eines stürmischen Gemütes.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der klösterliche Wanderer im Vorüberschreiten über das trennende Gitter.

„In Ewigkeit, Amen“, erwiderten die jungen Leute, und Georg, den Bruder ins Auge fassend, fügte hinzu: „Ihr seid's, Bruder Romedius? So habt Ihr den Bruder Eusebius abgelöst, und besucht nun mit dem Zwerchfaden unsere Gegend?“

Der Gefragte war stehen geblieben; es schien ihm nicht unangenehm, eine Unterhaltung anzuknüpfen; er schaute freundlich auf das Paar, besonders auf den jungen Gärtner, — dann wischte er sich mit einem härenen Tuche den Schweiß von der Stirne und entgegnete: „Ein Höherer hat den Confrater Eusebius von seinem Posten abgerufen, — er ist tot, und mich hat man für würdig gehalten, seines Amtes wie seines Sades Erbe zu sein. Meinen Karren mit dem Grautiere habe ich unter der Obhut eines Jungen im Gehölze gelassen, während ich im Dorfe einsammelte. Sätte mehr sein können“, fügte er hinzu, auf den Saß deutend; „aber es gehört zu allem Übung, auch zum — Betteln und noch zu anderer Gewöhnung. Woher wißt Ihr aber, daß ich Romedius heiße?“ unterbrach er sich selber plötzlich, und ein Strahl leuchtete aus den dunklen Augen auf wie ein Blitz.

„Weil ich zuweilen den Gottesdienst Eures Klosters besuche“, entgegnete der Gärtner; „da sah ich Euch und hab' mich nach Euch erkundigt, weil — nun, weil

Ihr gar so wenig klösterlich ausseht, und man Euch eher für einen Kriegsmann, als für einen Gottesmann halten möchte.“

„So — o, meinst du?“ — der Mönch wandte sich einen Augenblick ab, ein Zucken glitt über die gebräunten Züge. „Ist denn ein Ordensmann nicht auch ein halber Soldat, ein Streiter Gottes? Haben wir nicht unsere Märtyrer auf dem Ehrenfelde des Glaubens, und ist nicht die erste Pflicht des Kriegers auch die unsere: Gehorsam und Disziplin? Einst freilich hätte ich lieber die Waffen geführt; aber das ist schon längst überwunden.“

„Ich bewundere Euch, Bruder“, sagte Georg leise. „D möchte der Georg doch von Euch, frommer Bruder“, rief Magdalena eifrig, „sich auch so überwinden lernen! Seiner Mutter, der Lehrerswitwe, und mir zulieb treibt er sein Handwerk und bleibt im Dorfe; aber in ihm stürmt und kocht es, — Soldat möchte er sein und in die weite Welt hinaus.“

„Die Lehrerswitwe ist also deine Mutter, mein Bursch?“ fragte der Bruder, sich zu Georg wendend. „Von ihr komme ich ja eben, — und viel hat sie mir von ihrem Sohne erzählt, während ich bei ihr ausharren mußte; noch war nämlich das Garn nicht aufgewickelt, das die gute Spenderin unserm Kloster bestimmt hat; auch daß der Amtschreiber dir übel will, weil er dich um dein Mädchen beneidet, und dich schon einmal durch seine falschen Angaben beinahe in schlimmen Verdacht bei dem Grafen gebracht hat.“

„Ich hab's dem Buben heimgezahlt, der sich in das Vertrauen unsers gnädigen Herrn eingeschlichen hat!“ rief Georg. „Auf einer Schulbank haben wir beide gefessen, und jetzt spielt er den Geschwollenen und schadet mir, wo er kann, weil die Magdalena ihm einen Korb gegeben hat. Zum offenen Kaufhandel habe ich ihn gefordert; aber er steckte sich hinter den Grafen, und da ward mir mit Einsperren gedroht. Ich aber faßte ihn eines Abends ab, und“, endete er lachend, „er hat's keinem gesagt, warum er lange Zeit lahm umherhinkte, wie ein verschlagener Zuggaul.“

Der Mönch hob mahnend die Hand, aber um seine Mundwinkel zuckte es wie ein Lächeln, und das mächtige Haupt nickte wiederholt wie zustimmend. „Bezwinge deine Leidenschaft“, sagte er dann; „das ist deine Pflicht. Wer ein Kämpfer sein möchte, muß zunächst sich selber bekämpfen, mein Sohn. Und verlang's dich einmal, ein Trostwort oder einen Rat zu hören von einem, der gar schwere Kämpfe durchgekämpft mit sich selber, dann komm hinüber ins Kapuzinerkloster und frage nach Bruder Romedius. Und nun, Gott mit Euch beiden!“

Mit diesen Worten machte er gegen die Häupter der beiden jungen Leute das hl. Kreuzzeichen und schritt seines Weges. — Auch Georg und Magdalena

trennten sich bald, — das Mädchen mußte nach Hause, der junge Gärtner kehrte in den vorderen Teil des Gartens zurück.

Die Hauptallee durchschreitend, bog er seitwärts ab und trat auf einen prächtigen von Boskett's umsäumten Rasen, in dessen Mitte sich ein großes Beet hochstämmiger Rosen befand. Diesen wandte er nun die ganze Sorgfalt seiner Kunst zu.

Heiß brannte die Sonne, und das Blut stieg dem jungen Manne bei der anstrengenden Tätigkeit bald zu Kopf. Er entledigte sich seiner Jacke, hing dieselbe an einen der starken Äste der Lindenbäume, mit denen der Hauptweg bepflanzt war, und kehrte auf seinen grünen Teppich zurück.

Von seiner Beschäftigung aufblickend, nahm er plötzlich eine dienstliche Haltung an, da er des vornehm gekleideten, stattlichen Herrn ansichtig ward, der durch die Hauptallee dem Schlosse zuwandelte und seinen ehrerbietigen Gruß mit einem gnädigen Kopfnicken erwiderte. Es war Graf Elsner selbst, der Schloßherr, der seinen täglichen Spaziergang beendete.

Georg hatte eben seine Arbeit wieder aufgenommen, als am Ende der Allee, aus einem Seitengange her, eine neue Erscheinung auftauchte, die Gestalt eines hageren, blassen jungen Mannes, der sich dem Schlosse zuwandte. Er stand in dem gleichen Alter wie Georg Werner, aber die scharf geschnittenen Züge, die listig blickenden grauen Augen, die er für gewöhnlich gesenkt hielt, verliehen ihm den Ausdruck vorzeitigen Alters und der Kränklichkeit. Es war Franz Hensel, der herrschaftliche Amtschreiber und nebenbei der vertraute Sekretär des Grafen, der ihm in allen Angelegenheiten des Gutes völlig freie Hand ließ. Graf Ottonar hielt es nämlich nicht für standesgemäß, sich mit wirtschaftlichen Dingen zu befassen. Er hatte sich daher daran gewöhnt, den Schreiber gewähren zu lassen. Ob wiederholte Beschwerden über des Günstlings Habucht und Unterdrückung, die sich im Anfange seiner Verwaltung erhoben, auf Wahrheit oder Verleumdung beruhten, ließ er aus Bequemlichkeit dahingestellt sein. Hensel verstand es meisterhaft, sich diese Sorglosigkeit seines Herrn zu nütze zu machen, und da niemand ihm etwas anhaben konnte, beugte man sich im Städtchen notgedrungen seiner Gewalt. Alle waren sich der üblen Folgen bewußt, die früher oder später aus einer Beschwerde oder Widersetzlichkeit gegen den mächtigen Amtschreiber entstehen mußten.

Nur Georg Werner vermochte nicht den Unterwürfigen gegen einen Schul- und Altersgenossen zu spielen, den er von Jugend auf nicht leiden konnte, und den zu verachten er Gründe genug hatte. Und der gräßliche Günstling hatte, seit seine Werbung bei Magdalena mißglückt war, doppelten Haß auf den bevorzugten Werner geworfen, um so mehr, als man

sich schadenstroh im Schlosse von der demütigenden Züchtigung erzählte, die ihm der heißblütige Gärtner für seine Bosheiten appliziert hatte.

Den Blick gesenkt, in schlaffer Haltung und immer langsamen Schrittes verfolgte der Schreiber Franzl, wie er im Dorfe genannt ward, seinen Weg; plötzlich trat er seitwärts und beugte sich hastig zur Erde, um einen Gegenstand aufzunehmen, der hart am Rande eines Beetes lag. Es war ein kleines zierliches Taschenbuch. Schon das Äußere verriet den Besitzer, der es auf seinem Gange an dieser Stelle verloren haben mußte; ein kunstvolles G mit der Grafenkrone darüber war auf das feine, goldschimmernde Leder des Deckels gepreßt.

Vorsichtig spähte des Schreibers Blick nach allen Seiten; erst als er sich vergewissert, daß kein Auge in der Nähe, das sein Tun zu beobachten im stande, öffnete er heftig das Büchlein und durchstöberte seinen Inhalt. Ein paar duftende Briefchen, einige Rechnungen und kleine Zettel, die Notizen enthielten, füllten die beiden Taschen, außerdem barg eine derselben einen Geldschein von unerheblichem Betrage.

„Buh!“ sagte der Schreiber vor sich hin; — „nicht der Mühe wert, — da spiele ich besser den ehrlichen Finder, und der Vergelohn kommt mir zu gute; er muß das Ding soeben erst verloren haben, denn als wir uns am Parkwege trennten, steckte er noch die Notiz über den Holztertrag in das Buch, die ich ihm vom Förster eingehändigte. — Jedenfalls ist er dem zu Dank verpflichtet, der gewisse rosafarbene Briefe in des Eigentümers Hand zurückliefert, — natürlich ungelesen.“

Er hatte während des Selbstgesprächs seinen Schritt etwas beschleunigt; jetzt hielt er den Fuß an, ein nervöses Zucken, ein Ausdruck des bittersten Hasses überflog die hageren gelblichbleichen Züge. „Er!“ kam es fast zischend zwischen den schmalen, farblosen Lippen hervor. Seitwärts schweifend war des Schreibers Blick auf den emsig beschäftigten Gärtner gefallen, der ihm den Rücken zuwandte.

Drohend ballte der Schreiber seine Faust. „Wie der blüht und gedeiht in Jugendkraft“, flüsterte er grimmig, „und ich bin ein Greis dagegen! Könnte ich dich treffen, — vernichten —“

Ein plötzlicher Gedanke schien den Neidischen zu durchblitzen. „So geht's! Gelingt es mir, den Grafen auf die richtige Fährte zu bringen, ohne daß der Bursche den Streich merkt, so ist er verloren; bringt der ehrliche Tölpel aber seinen rätselhaften Fund früher, als es mir in den Kram paßt, so habe ich auch nichts zu verantworten. — Wer hat's getan?“ —

Unablässig die Augen auf Georg gerichtet, streckte der Schreiber die Hand nach der am Baume hängenden Jacke des Gärtners aus und ließ das eben gefundene Büchlein in die Tasche derselben gleiten. Ein Leuchten höllischen Triumphs überflog sein Gesicht: der erste Schritt, einen Unschuldigen zu verderben, war gelungen.

Ebenso geräuschlos, als er genagt, zog Franz sich zurück. Er huschte quer über den Rasen, um einen andern zum Schloß führenden Baumgang zu gewinnen. Dadurch wollte er jeden Verdacht benehmen, als habe sein Fuß die Gegend betreten, wo der Graf das Büchlein verloren.

Das Glück schien ihn zu begünstigen. In die Hauptallee einbiegend, stieß er auf den Grafen Elsner selber, der in sichtlichcr Hast und Erregung den eben zurückgelegten Weg noch einmal anzutreten im Begriffe schien.

Ehrerbietig stehen bleibend, zog der Schreiber die Kappe. „Verzeihung, gnädigste Erlaucht“, sagte er hastig, als fehle ihm vom Laufe erschöpft der Atem; — „ich bin geeilt, um Erlaucht einzuholen, den Herrn Grafen nicht in seinen Gemächern zu stören. — Aber es ist dringend nötig, daß Erlaucht mir nochmals einen Einblick in die Notizen des Förstlers gestatten, da ich noch diesen Abend die Rechnung aufstellen muß.“

„Holt sie Euch selber, Franz“, antwortete der Graf, „Ihr könnt meinen Weg teilen. Ich bemerkte soeben, daß ich meine Briestafche, in die ich vorhin im Garten Eure Notiz zu anderen Papieren steckte, verloren habe. Ich möchte gewiß manche Papiere nicht gern in anderer Hand wissen. Ich kann die Tasche nur eine kurze Strecke von hier verloren haben, und sie wird noch ruhig dort liegen, wo sie gefallen ist. Die Leute sind zu Mittag und ich bin keinem begegnet, — doch, dem Gärtnerburschen, dem Werner, für den Ihr noch jüngst ein gutes Wort einlegtet, um die Sache zu vertuschen, seiner braven Mutter willen. Ich möchte nicht, daß der unreife Bursche die Briefe durchstöberte, wenn er das Buch gefunden, — aber in diesem Falle wäre er wohl schon ins Schloß gekommen, um sich den Finderlohn zu holen.“

„Dem Georg Werner sind Erlaucht begegnet? — Ich hoffe, das Taschenbuch enthielt keine sonstigen Werte?“

„Doch, einen kleinen Geldschein, — hattet Ihr den Buben für einen Dieb, Franz?“

Der Schreiber schielte seitwärts. „Es war mein Schulkamerad, Erlaucht, und seine Mutter ist eine gute Frau“, entgegnete er heuchlerisch.

Der Graf beschleunigte den Schritt; in kurzer Zeit war er auf der Fährte, in der er seinen Verlust vermutete. Unter den gesenkten Wimpern spähte Franzens Blick zur Seite; in seinem Innern jubelte es laut: in der Mitte des Rasenbeetes stand Georg noch bei der Arbeit, und am Baume hing noch wie vorhin Georgs Tuchjackete, die diesem jetzt zum Verhängnisse werden sollte. „He, Bursch“, rief der Schloßherr, „komm doch einmal her!“

Gehorsam folgte Georg dem Befehle, im nächsten Augenblicke stand er am Rande des Rasens, seinem Herrn

gegenüber, seine Hand streckte sich nach dem Kleidungsstücke aus, entweder um es zu entfernen, oder aus Achtung vor dem Gebieter überzuwerfen.

„Laß nur“, befahl der Graf abwehrend, — „Arbeit macht heiß, obendrein bei heutiger Schwüle. — Antworte lieber, ob du etwa ein Taschenbuch gefunden, das ich nur in dieser Allee verloren haben kann?“

„Nein, gräßliche Gnaden“, entgegnete Georg ruhig; „hätte ich etwas gefunden, so würde ich's ohne weiteres im Schlosse abgeliefert haben. Soll ich Euer Gnaden suchen helfen?“

Der Edelmann besaß keine mißtrauische Natur, und er würde den Worten wie dem offenen Antlitz Georgs vertraut haben, hätte ihn nicht das fast wie eine Selbstbemerkung gestülterte Wort des Schreibers auf andern Sinn gebracht: „Es scheint, man sucht unverdächtig davonzukommen!“

„Laß das“, entschied der Graf, „ich werde selbst bis an den nahen Ort gehen, wo ich mit Sicherheit weiß, das Buch zuletzt in meiner Hand gehabt zu haben; in wenigen Minuten bin ich zurück. Ihr, Franz, bleibt derweil bei dem Burschen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich vorwärts schreitend und spähte den Weg entlang. Hätte es sich um Geldbesitz bei dem Verluste gehandelt, so würde der Edelmann jede Selbstbemühung für überflüssig gefunden haben; aber wie er bereits dem Franz angedeutet, das Buch enthielt einige Schreiben von der Hand einer jungen, seinem Herzen nahe stehenden Dame, deren holdes Geheimnis er keinem unberufenen Auge preisgeben durfte.

Georg wußte nicht, was ihn überkam; zu welchem Zwecke untersuchte man ihn der Überwachung des Schreibers? Was hatte er mit der verlorenen Briestafche des Edelmannes zu schaffen?

Heuchlerisch näherte sich Franz dem Verhafteten. „Georg“, sagte er mit schmeichelndem Tone, „ich weiß, du bist mein Feind, — du hast mir's bewiesen in einer Weise, daß ich wohl Grund hätte, dir Böses zu wünschen, wäre ich nicht friedlich und versöhnlich von Natur. — Georg, wenn du das Buch gefunden hast, gestehe es ein um deiner Mutter, um deines eigenen Heiles willen! ich will schon versuchen, bei dem Gnädigsten deine Sache zu führen.“

„Glender!“ — das leicht erregte Blut Georgs wallte auf — „hältst du mich für deinesgleichen? meinst du, ich sei ein Dieb?“

Der Schreiber erhob die Stimme, er sah den Grafen zurückkehren; daß es unverrichteter Sache geschah, wußte er am besten. „So spricht auf gutmeinendes Wort nur die gekränkte Unschuld oder eine verstopfte Seele, Georg; möge das erstere bei dir der Fall sein!“

„Nichts gefunden!“ rief der Edelmann schon aus einiger Entfernung. „Ich kann das Buch aber sicher

an keinem andern Orte verloren haben, und da der Bursche leugnet, von seinem Verbleib zu wissen, so muß irgend ein andrer doch — —“

Der Schreiber spielte die gekränkte Unschuld. „Euer Gnaden können doch nicht am Ende meinen, daß ich mich heimlich des Buches bemächtigte?“ rief er; „doch nein, dazu kennt der gnädigste Herr den Franz zu gut, — aber ehe ich solchen Verdacht ertrüge“, fuhr er erregt fort, „eher — ich weiß nicht, was ich täte!“

Und wie von einer plötzlichen Schwäche befallen, faßte der Schreiber, eine Stütze suchend, mit beiden Händen einen der Äste der ihm zunächststehenden Linde. Von der Bewegung erschüttert, ward die Fackel des Gärtners von dem schwanken Träger abgestreift und fiel zu Boden. Mit einem Rufe des Bedauerns versuchte Franz sie aufzunehmen, sein Bemühen hatte aber nur den Erfolg, daß er das Stück verkehrt erfaßte und der Inhalt der weiten Taschen denselben entfiel: eine Börse mit der geringen Barschaft des jungen Mannes, ein Messer und einige andere Sachen zu täglichem Gebrauche.

„Was ist das, elender Bursche?“ — flammenden Blickes wies die Hand des Grafen auf ein zierliches Taschenbuch im Sande, dasselbe, das er umsonst mit Eifer gesucht, von dessen Verbleib der soeben Befragte nichts zu wissen vorgegeben hatte.

Der Edelmann, so jähzornig und adelsstolz er immer sein mochte, besaß eine zu wenig niedere Natur, um sich eine Schändlichkeit denken zu können, wie die, welche der Schreiberfranzel begangen hatte. Um so mehr empörte ihn die anscheinende Lüge des Gärtners.

Georg Werner war aufs höchste bestürzt, er wußte nicht, was er sagen, was er von all dem halten sollte; auch ihm war im ersten Augenblicke jeder Gedanke an eine Tücke Franzens fremd, erst die Folge ließ den Keim furchtbaren Verdachtes in seiner Seele reifen.

„Derr Graf!“ — Georg war außer sich — „Gnade, wenn nicht Gerechtigkeit! — ich bin unschuldig! — wenn Ihr an einen Gott glaubt, der uns richtet, — Ihr müßt mich hören — —“

In seiner Todesangst hatte der Verzweifelte sich dicht dem Grafen genähert, der im Begriffe stand, sich zu entfernen, — aber der Edelmann wehrte ihn verächtlich ab. — „Rühr' mich nicht an, Bube, — weg mit dir, — zur rechten Zeit wäre ich dir gnädig gewesen, nun ist's zu spät!“

„So sei Gott mir gnädig!“ Den im Wege stehenden Edelmann mit einem heftigen Stoße zurückschleudernd, daß er schwer zu Boden fiel, stürzte der Unglückliche in wilder Flucht von dannen.

Der Schreiber bemühte sich dienstfertig um den Grafen, hob ihn vom Boden auf, geleitete ihn ins Schloß, wo er sich bald genug erholte, und wuschäumend die schärfste Verfolgung des Verbrechers anordnete.

Eine Reihe von Dienern nahm die Verfolgung sofort auf, und nun galt es eine wilde Jagd zwischen dem Verfolgten und seinen Häschern, deren Schar noch durch Hinzukommende verstärkt ward. Mit Schmerz und Grimm gewahrte Georg, der einen bedeutenden Vorsprung hatte und von Zeit zu Zeit hinter sich schaute, ob sich der Raum desselben nicht vermindert, Gesichtser von bekannten und befreundeten Burschen aus dem Hofe, die mit den bestreften Lakaien, über deren vergoldete Sklaverei sie so oft gespottet, jetzt gemeinsame Sache machten, um sich vom Schloß ihren Dank zu verdienen. „Feiglinge!“ rief er in lautem Selbstgespräche, — „ich werd's euch gedenken, wenn ich mich rette!“ —

Vorwärts ging's quer über Feld, — hinein in den Wald, — keuchenden Atems, schweißtriefend, — vorwärts, vorwärts, — die Meute hinter dem Wilde.

Aber einen Vorteil hatte der Fliehende: er war in dem kleinen Walde mit Weg und Steg seit seiner frühesten Jugend bekannt, — in der Mitte desselben, dicht am Hauptwege wußte er eine Lichtung, von der aus verschiedene Pfade in eben so viele Richtungen führten; — konnte er dorthin gelangen, ehe die Nachsetzenden auf seinen Fersen waren, war viel gewonnen.

Einen Augenblick lang ihren Blicken verborgen, brach er quer durchs Gesträuch sich eine Bahn, — die dornigen Zweige zerrissen ihm Kleid und Gesicht, aber was kümmerte ihn der kleine Schmerz gegen das unsagbare Weh, das seine Seele erfüllte?

Vorwärts, vorwärts, — durch das Gesträuch hindurch fiel der Blick auf ein weites Stück Himmel; noch ein paar Schritte, und die Lichtung war glücklich erreicht. Hier mußte er einen Augenblick rasten, — wenn auch nur einen Augenblick, — die Kraft drohte zu erlahmen, siedend stieg das Blut bis ins Hirn; jeder Nerv zuckte und spannte sich.

Nun teilte des Flüchtigen Hand die Zweige, — die freie Fläche, von der ringsum neue Pfade vom Hauptwege abzweigten, lag vor dem Bedrohten, der auf einem derselben in der Ferne die Stimmen seiner Verfolger erkannte. Das volle Licht blendete den Hervortretenden, daß er unwillkürlich die Augen hinter der Rechten barg, — aber im nämlichen Augenblicke fühlte er sich von einem starken Arme wie mit Eisenklammern gehalten, und eine Mannesstimme, die ihm nicht unbekannt erschien, rief ihm zu: „Ein reines Gewissen fiehlt sich nicht durch auf verpfekten Pfaden, — wer ist der Fuchs, den ich hier gefangen?“

Der erste Schreck über dieses unerwartete Hindernis seiner Flucht hatte eher einem freudigen Gefühle in Georgs Seele Platz gemacht, als er beim Umwenden in dem ihn Festhaltenden den Bruder Komediüs erkannte, der, wohl im Begriffe, auf dem Hauptwege des Waldes zu seinem Kloster zurückzukehren, auf der

Lichtung sich selber und seinem Brautiere, das den ziemlich großen, mit einem Leintuche überdachten Wagen zog, eine kurze Raft gegönnt hatte.

„Um aller Heiligen willen, keinen Scherz jetzt!“ stieß Georg in höchster Aufregung hervor. — „Um Leben und Ehre handelt es sich, — vogelfrei bin ich, — hört den Lärm der Verfolger, — Bosheit und Ungerechtigkeit ist auf meinen Fersen, und so wahr Gott mich hört, ich bin unschuldig, — gebt Raum, eh es zu spät ist!“

Auch der Frater hatte, nicht ohne Mühe, in der zerrißenen Erscheinung, dem entstellten Antlitz des Flüchtlings den jugendfrischen Gärtnerburschen erkannt, mit dem er erst vor kurzer Zeit noch zusammengetroffen, und der seine Aufmerksamkeit sogleich erregt hatte.

Noch immer hielt ihn seine mächtige, gebräunte Hand, freilich mit milderem Drucke als vorher; „du kommst nicht weit“, sagte er kurz, „deine Kraft ist dahin. — Was sollst du getan haben?“ fragte er scharf und schnell wie in plötzlichem Entschlusse.

„Gestohlen soll ich haben, eine Briestafche des Grafen, die sich in meiner Jacke fand, — ich weiß nicht, wie sie dahinein gekommen“, lautete Georgs Antwort.

„Sieh mir ins Auge, Bursch“, — durchbohrend ruhte des Bruders scharfer Blick auf dem Beschuldigten — „sprichst du die Wahrheit?“

Ruhig hielt Georg die Gewissensfrage aus. „So wahr ich die ewige Seligkeit hoffe!“

„Gut! ich glaube dir; aber jetzt rasch unter die Wagendecke und mäschenstill! Das weitere wird sich finden.“ Er hob den jungen Menschen mit Leichtigkeit empor und half ihm auf den kleinen Wagen, wo dieser sich freilich eng und klein genug hinter dem Proviantlasten und einem Zeugbündel zusammenkauern mußte; dann zog er rasch die bergende Leinwand an allen Seiten nieder, — es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblicke wurden die Verfolger sichtbar.

Ruhig an seinen Karren gelehnt, ließ Frater Romedius die bereits stark von dem beschwerlichen Laufe ermattete Schar näher kommen. Auf die Frage, ob ihm nicht ein Gärtnerbursche zu Gesichte gekommen, der wegen Dieberei und Empörung gegen die Herrschaft auf der Flucht sei, erwiderte er ausweichend, er habe allerdings bestreudliches Geräusch im Gebüsch vernommen; wäre er einer strafwürdigen Persönlichkeit ansichtig geworden, so hätte er gewiß nicht verfehlt, die Hand darauf zu legen. — Wie genau des Bruders Angabe mit der Wahrheit übereinstimmte, konnte freilich keiner der Häfcher ahnen, welche dieselbe ganz anders deuteten. Mit dem Gefühle der höchsten Freude war der unter dem Wagendache verborgene Zeuge, wie seine Verfolger es aufgaben, die nutzlose Jagd weiter zu führen. Man kam überein, sich auf der

Rückkehr zum Schlosse zu zerstreuen, um so viel als möglich die Gebüsch zu durchforschen, ob nicht der Flüchtling, vom Laufe ermattet, sich verborgen habe, um mit der Dunkelheit den Weg fortzusetzen. In kurzer Zeit war keiner der Schar mehr sichtbar.

Noch einige Minuten zauderte Bruder Romedius, dann hob er die Hülle von dem Versteckten. „Bleibe noch“, sagte er; „freilich ist's un bequem genug, aber wenigstens will ich dir Luft und Licht gönnen. Und nun berichte mir in Kürze, was dir geschehen.“

Georg erzählte. Daß seine Mittheilung auch auf den Mönch nicht ohne Wirkung blieb, bewies die Röthe, welche Bruder Romedius' braune Wangen färbte, da Georg ihm im ganzen Drang der sich entlastenden Seelenpein das Vorgefallene offenbarte. Die mächtige Faust ballte sich unwillkürlich bei der Erwähnung des Verdachteten, der in dem Verleumdeten nun mit einemmal erwachte und in dem hinterlistigen Schreiberfranz die Ursache jener Beschimpfung sah.

„Du hättest doch nicht davon sollen“, sagte der Bruder nach einer Weile; „vielleicht hätte Gottes Allmacht noch in letzter Stunde — doch vielleicht ist es besser so. Am Ende gar, du Armer, bist du durch diese Fügung vor noch Schlimmerem bewahrt geblieben.“

„Und nun höre mich“, fuhr er hastig fort; „in meinem Wagen habe ich einen Bauernrock und Hut, den will ich dir geben; auch etwas Zehrkost; unser Pater Guardian wird mir's schon zugute halten. Daß du die Gärtnerhürze mit dem Kriegsröde vertauschest, das ist nun wohl gewiß, aber sieh dich vor, daß du nicht wie ein Sempel in die erste beste Werberschlange fällst. Nimm Osterreichs Dienst, soll ich dir raten, es wird dir dort am ehesten glücken, — und dann ist's mein Vaterland. In Graz leben meine alten Eltern und eine Schwester, die lag noch in der Wiege, da ein Gelübde meines Vaters in der Todesnot der Mutter mich dem Dienste der Kirche bestimmte, und ich schon als Knabe ins Kloster gesandt ward. Wäre freilich anfänglich gerne was anders geworden, — am liebsten auch ein Soldat — aber mein Vater gab dem jugendlichen Ungestim nicht nach, und mit der wachsenden Einsicht kam auch die Standesgnade. Jetzt ist der schwere Kampf mit mir selber schon lange ausgekämpft. Ich blieb mit Gottes Hilfe im Dienste des Herrn und der Klöster, in die man mich sandte, bis ich hier eine bleibende Stätte fand. Als schlichter Kapuzinermönch vermag ich mehr Heil und Segen zu wirken, und wer weiß, ob nicht einmal Gottes Wille auch mich an einen gefährlichen Posten ruft?“

„Nach Graz geh“, endete er; „dort findest du ein Heim, eine Raft, wenn du in meinem Namen kommst. — Jakob Hiller nannte man mich in der hl. Taufe, — der Schmiedemeister Blasius Hiller ist mein Vater, und da, — dies Kreuzlein zeig ihm vor, das ich dir

schenke, mein Mütterlein spendete es mir vor Jahren, — es soll dir Glück bringen. Halt es lieb und wert, wie ich getan, und trag es zu meinem Gedenken.“

Längst war Georg dem Gefährt entfliegen, da nichts Verdächtiges sich zeigte. Aus des Bruders brauner, nerviger Hand empfing er das kleine, silberne heilige Zeichen, das Komediuss an seine Lippen drückte, ehe er es dem jungen Menschen darreichte.

Zum Danke ließ er dem Hoherregten keine Zeit; schnell warf er ihm den Bauernfittel über, stülpte den groben Filzhut auf das blonde Haupt des Flüchtlings und stopfte ihm die Taschen mit den verschiedensten Lebensmitteln voll.

„Und nun vorwärts mit Gott, — treuer Junge!“ — den halb scherzenden Ton des Bruders durchzitterte es wie Behnntsklang — „grüß mir du meine Eltern, um deine Mutter kümmerst ich mich schon, — und — wann du mal ein Oberst geworden bist, höre ich vielleicht was von dir, — fort, schnell! — ich höre ein Geräusch in der Ferne. Gott segne dich!“

An der groben, härenen Kutte des Mönches schlug des Jünglings Herz, als wolle es seine Hülle sprengen, — einen Augenblick lang hielt ihn Komediuss in seinen Armen, dann wandte er sich ab. „Vorwärts, Grauschimmel, wenn eines von uns heut um sein Abendbrot kommt, ist's genug, — du sollst wenigstens nicht dein Teil durch meine Verspätung einbüßen!“ —

Im nächsten Augenblicke war die Lichtung menschenleer, — zu seines Klosters Frieden zog der Mönch, — hinaus in die große Welt, ins Ungewisse, der Flüchtling. Ob einer je den andern wiedersehen wird?

* * *

Mehr als achtzehn Jahre waren verstrichen, seit Georg Werner, der Gärtnerbursch auf Schloß Usner, das Weite gesucht hatte, um sich entehrender Strafe zu entziehen.

Keiner auf der gräflichen Besitzung und im nahen Städtchen Rosenheim hatte je von seinem Verbleiben wieder vernommen, und bald genug war durch Wechsel der Herrschaft wie durch ernste Zeitereignisse der ganze Vorfall in Vergessenheit geraten.

Eine bei weitem wichtigere Sache mußte die Veranlassung sein, die trotz der frühen Stunde eines Julitages den Marktplatz und die engen Straßen der kleinen Stadt mit Menschen füllte. Überall herrschte lebhaftige Bewegung, die einen zogen oder drückten Wagen und Karren mit verschiedenen Habseligkeiten beladen durch das sich stauende Gedränge, während andere große Bündel auf dem Rücken trugen. Das alles bot den Anblick einer eiligen Flucht. — Nun drängten sich die Leute erwartungsvoll vor dem Rathaus, auf dessen Altane eben der Bürgermeister von Rosenheim, eine gewichtige Persönlichkeit mit mächtiger Perrücke, sich zeigte, von einigen Ratsherren und dem Ratschreiber umgeben. Totenstille herrschte

jetzt rings auf dem Platze unter der eben noch so lärmend bewegten Menge, in angstvoller Erwartung hob sich jedes Auge, lauschte jedes Ohr.

„Liebe Bürger von Rosenheim“, nahm das Haupt der Stadt mit vernehmlicher Stimme das Wort, in deren Ton sich indessen die hohe Erregung des Sprechers nicht verkennen ließ, „mehr als einmal hat unsere Stadt ihre angestammte Treue gegen unsern allergnädigsten kurfürstlichen Herrn Karl Albrecht durch schwere Opfer bewiesen, da es galt, den Herrscher unsres Landes in seinen Ansprüchen auf die Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches gegen Osterreichs angebliche Rechte zu verteidigen. Auch wir wie jedes treue Glied des Bayernlandes halfen schmieden an dem goldenen Reife, der heute noch die Stirn Karls VII., unsres zu Frankfurt gekrönten römischen Kaisers und allergnädigsten kurfürstlichen Herrn, schmückt. Wer weiß, wie lange noch! Denn das Schicksal ist mächtiger als Recht und Treue, und das Kriegsglück entscheidet nicht immer im Sinne der Gerechtigkeit. Schwere Niederlagen bewogen unsern kurfürstlichen Herrn, durch seinen Generalissimus, Seine Erlaucht den Grafen Seckenдорf, zu Niederschönfeld einen Waffenstillstand abzuschließen, laut dessen Artikel das bayrische Heer sich innerhalb der Grenzen des Kurfürstentums zurückzieht; die betreffenden Landesteile werden von den österreichischen Besatzungen geräumt.“

Es schien, als ob der Zuhörerschaft nicht unbekannt sei, was das Stadthaupt der Form halber wiederholen zu müssen glaubte. „Der Schlangen, wie ist's? kommt er, läßt er plündern?“ unterbrachen verschiedene Stimmen den Redner.

„Wollte Gott, ich könnte nein sagen“, lautete die Antwort. „Daß die abziehenden Truppen sich nicht entblöden, manche Spur der Gewalttät zu hinterlassen, läßt sich nicht vermeiden; leider zieht einer der gefürchtetsten Parteigänger des Feindes, der Pandurenführer Georg von Schlangen mit seinen Soldaten eben durch unsere Gegend. Jeden Augenblick kann er vor Rosenheims Toren sein; Raub und Verwüstung bezeichnen des wilden, grausamen Mannes Bahn, sein Name ist zum Schrecken in Bayern geworden. Ach! daß er kein Mitleid kennt, hat er aufs neue bewiesen, da die Abgesandten, die ich ihm mit der Bitte um Schonung entgeschickte, unverrichteter Sache heimkehren mußten. Unser Rosenheim wird der Plünderung anheimfallen, Gott schütze es vor schlimmerem, wenn im letzten Augenblicke unsere Bitten nicht der Feinde Herz erweichen!“

Das Ende der bürgermeisterlichen Rede ward durch laute Jammerrufe der Zuhörer unterbrochen, ein panischer Schrecken herrschte rings. Wer konnte nicht die Wut der Panduren, und namentlich jener Schar, die unter dem Kommando des Obersten von Schlangen

stand? „Furchtlos im Kampf, aber grausam im Sieg!“ lautete die Losung derselben, und in beiden gab der Führer den Seinen das Beispiel.

Jetzt ward die Verwirrung und Erregung der erschütterten Menge noch vermehrt. Vom Thor her schallte Trompetengeschmetter und Rossstampfen und Gewieher.

„Sie kommen! sie kommen!“ tönte es aus entsetztem Munde; der Knäuel stob auseinander. Die meisten eilten ihren Wohnungen zu, um innerhalb ihrer vier Pfähle das Kommende zu erwarten, auf das ärgste gefaßt. So nah hatte man die Feinde noch gar nicht geglaubt, jetzt war es zu spät zu eiliger Flucht. Nur die, welche nichts zu verlieren, nichts zu bergen hatten, jener Schwarm, der selbst dem kleinsten Ort nicht fehlt, blieben auf den Straßen zurück und drängten sich jetzt mit Hurrahgeschrei und dem Rufe: „Hoch Oesterreich!“ den einrückenden Feinden entgegen.

Etwa zweihundert Mann waren es, Glieder der berückigten unregelmäßigen ungarischen Miliz zu Fuß, die in drohender, aber wenig kriegerischer Haltung in Rosenheim einzogen. Eine kleine Anzahl derselben war beritten, und an ihrer Spitze befand sich der Führer, von einigen Offizieren begleitet, der gefürchtete Georg von Schlangen, der — mit düsterem, unheilverkündendem Blicke, die Hand am Säbelgriff, von seinem stattlichen Rosse auf die wogende, schreiende Menge nieder sah.

Der Parteigänger Oesterreichs mochte ein Fünfziger sein, so weit das Äußere desselben, das hagere gelblich braune Gesicht, auf welches die Leidenschaften ihr Siegel gedrückt hatten, das stark gebleichte Haupthaar und der ergraute Vollbart, auf sein Alter schließen ließen; kein Wunder war es, daß schon die Erscheinung des Gefürchteten genügte, den Ruf zu bestätigen, der seinem Namen voranging. Die Gestalten der ihm untergebenen Schaar bildeten die nur zu sehr zu ihrem Führer passende Umgebung.

Der Oberst von Schlangen schien sehr genaue Ortskenntnis der Stadt Rosenheim zu besitzen, obwohl sein Fuß wohl noch nie das Pflaster derselben betreten hatte. Ohne weiteres führte er seine Schar bis zum Marktplatz und stellte sie eben in militärischer Ordnung in der Mitte derselben auf, als sich die Thür des Rathhauses öffnete, und der Bürgermeister in voller Amtstracht, von Ratsherren und Schreibern gefolgt, auf den einrückenden Sieger zuschritt. Gleichzeitig öffneten sich fast in allen Häusern die geschlossenen Läden, hinter denen die bangen Bewohner verflohen dem Einzuge der Soldaten zusehen hatten; es drängte sie, das ihnen drohende Geschick so schnell wie möglich zu vernehmen.

Schlangen sprengte den Kommenden ein paar Schritte entgegen, dicht vor dem erschrockt zurück-

weichenden Oberhaupte zog er plötzlich die Zügel an, daß das Ross hoch aufbäumte und im nächsten Augenblicke bebend stillstand.

„Ihr seid der Bürgermeister von Rosenheim?“ fragte der Oberst vom Pferde hernieder in schroffem Tone.

„Ich habe die Ehre“, lautete die Antwort, „Euer demüthiger Diener zu sein, welcher im Namen unserer Stadt und im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche Oesterreichs erhabene Kaiserin zieren, Euch, gnädigster Herr, anseht, mit dem Euch zu begnügen, was der Bürger guter Wille als Kontribution für Euer Gnaden zusammenzubringen vermocht hat, um der ohnehin schon so hart geprüften Stadt Plünderung oder gar Brandlegung zu ersparen.“

Ein höhnisches Lachen kam über die bärtigen Lippen des Führers. „Was hat Rosenheim getan“, fragte er, „um ein anderes Schicksal zu verdienen, als das ich seinen Nachbarn bereitet habe? Ich komme eben vom nächsten Gute. — Elsner heißt das Raubnest, — oder vielmehr hieß“ es so; denn meine Zungen haben keine Spur von dem Bissen übriggelassen, den ich ihnen gegönnt, als den Boden, worauf sie ihn gefunden. Das Mahl, das ich selber dort zu finden mich lange gefreut, ist mir freilich verdorben, das wußte ich schon vorher; aber die Meinen haben desto besseren Appetit, und ehe eine Stunde vergangen, werden sie sich an dem Feuer der brennenden Häuser Eurer Stadt ihre Suppe lochen. Was die Kontribution und unsere sonstigen Forderungen anbetrifft, — hier ist alles verzeichnet, — Eure Sache ist die Beforgung, und Euer Würden Ratsperrücken sind mir Bürgschaft dafür.“

Einen Blick warf der Bürgermeister in die ihm von der Hand des Führers zugeworfene Liste, im nächsten sank er auf die Kniee. „Gnade!“ rief er; „was Ihr verlangt ist unmöglich! „Gnade für unsere Stadt, für unsere Mütter, für unsere Kinder!“

Auch die Ratsherren waren dem Beispiele des Stadtoberhauptes gefolgt. „Gnade!“ wiederholten sie, flehentlich die Arme emporstreckend, und „Gnade, Gnade!“ widerhallte es in verzweifelungsvollem Aufschrei über den Platz aus jedem Hause.

„Rein!“ schallte es, fast wie ein freudiges, wildes Jauchzen, aus dem Munde des Führers; „keine Gnade, kein Erbarmen von dem, der selber keines fand! Rosenheim wird geplündert, so wahr ich Georg von Schlangen heiße!“

„Ojen, Ojen, Schlangen! Hurrah unserm Vater und Führer!“ jubelte die Pandurenschar auf, kaum mehr im Stande, ihre wilde Ungeduld zu bezähmen. „Rosenheim wird geplündert!“

„Oho!“ Eine mächtige Stimme war es, die von einer Ecke des Marktplatzes her sich mitten durch alles

1) Historisch.

Getimmel, allen Lärm vernehmen ließ. „Einen habt Ihr bei Euren sauberen Anschlag vergessen, der Euch doch noch einen Strich durch die Rechnung machen könnte, — unsern Herrgott!“

Aller Blicke schweiften nach der Richtung, woher der kraftvolle Ruf erschallte, der beinahe eine Herausforderung gleichkam. Aber vielleicht war gerade solch Kühne Art die einzige, welche auf die verhärteten Gemüther der rohen Söldlinge noch Wirkung üben konnte. Fast mit Erstaunen erkannten sie nun, daß der Rufer ein einfacher Mönch in der Kutte eines Kapuziners war. Langsam, würdevoll, aber furchtlos schritt er jetzt auf den Führer zu. Der Oberst von Schlangen hatte sich vom Pferde geschwungen und blickte mit nicht minderer Betroffenheit wie seine Schar auf den Nahenden und seine Begleitung. Diese bestand außer einigen Mönchen desselben Ordens aus einem halben Duzend Kindern, Knaben und Mädchen im Alter von zehn bis dreizehn Jahren, frischen rosigen Erscheinungen, die freilich in diesem Augenblicke gar ängstlich und verschüchtert daren schauten und sich fest um ihren ehrwürdigen Führer drängten. Dessen mächtige Gestalt mit dem grauen starken Barte, der fast das ganze verwitterte Antlitz mit den flammenden Augen darin überdeckte und zur Brust niederwallte, schien freilich zum Schutze der Bedrängten wohl geeignet. Der Pandurenführer mußte in dem Uner-schrockenen etwas Verwandtes spüren. Weniger finster, als man erwarten konnte, blickte er den Mönch an. „Was soll der Aufzug! Was will der Bettelmönch?“ riefen seine Offiziere durcheinander.

„Sein Gewerbe treiben, wie Ihr das Eure“, entgegnete der Gefragte mit Nachdruck. „Betteln will ich, und diese reinen Hände sollen sich mit den meinen zu Euch erheben, daß Ihr Eure Gabe daren legt. Tut Ihr's, so werden sie sich richten zum Herrn der Hertscharen, auf daß Er Euch gnädig sei und Euere Sündenzahl mindere am Tage des Gerichtes; denn zehn Taten des Fluches wiegen gegen die eine heutige des Segens und der Gnade!“

Scharf faßte der Pandurenoberst den Redenden ins Auge, als wolle er in seinen Zügen lesen. „Du bist sehr kühn, Mönch“, sagte er; „wie viele deinesgleichen haben zu meinen Füßen gelegen, ich schritt hinweg über sie. Gelüftet es auch dich nach dem Martyrium?“

Der Mönch schüttelte das mächtige Haupt. „Das Martyrium suchen wäre jetzt Prahlerei, es fliehen — Feigheit. Ich suche es nicht. Mein Leben steht in Gottes Hand, Oberst!“ erwiderte er ruhig und setzte nun mit gewaltiger Stimme hinzu: „Ich weiß, daß ich ein gefährlich Liebling pfeife, laßt mich's hüßen, wenn's Euch gelüftet, mich und diese Kinder! So wäre es würdig derer, von denen die Nachwelt einst sagen wird, es waren Mordbrenner und Räuber, aber es waren keine Soldaten.“

Ein Durcheinander von drohenden Rufen schallte bei diesen Worten des Mönchs aus den Reihen der Pandurenschar, aber dennoch hob sich keine Hand wider ihn, vielmehr ward alles still, da Schlangen winkte, ihn weiter reden zu lassen.

„Ihr wollt Soldaten sein, Soldaten im ehrlichen Kriege? Wohl, dann handelt nach Kriegsbrauch; meßt Euch mit den Männern, nehmt Kontribution von bezwungenen, von erstürmten Städten, Lösegeld von Euren Gefangenen! Auch der Löwe führt Krieg mit seinesgleichen. Aber der Löwe schont den Schwachen, nur die Hyäne zerfleischt erbarmungslos ihre wehrlose, jammernde Beute. Soll der Pandurenoberst Georg von Schlangen einst der Löwe heißen im Buche der Geschichte, im Schuldbuche der Ewigkeit, oder die Hyäne?“

Eine unheimliche Stille entstand, da der Mönch zu Ende war, Zischeln erhob sich dann und rascher Austausch ging von Mund zu Mund durch die Reihen der Panduren, ja einzelne Stimmen riefen halblaut: „Der Löwe!“ — „unser Oberst soll keine Hyäne heißen!“ schallte es aus anderer Kehle.

„Genug!“ wie lange verhaltenes Donnerrollen schallte Schlangens Stimme über den Marktplatz hin; „wilst du meine Leute verführen, mich selber mir untreu machen? Besser Hyäne als Lamm, denn es sind Menschen und nichts Besseres wert, als zu leiden. Hätte nicht einer, der Euer Kleid trug, Mönch, dem Ihr sogar ähnlich seht, mir einst beigestanden in der schwersten Stunde meines Lebens als der einzige Freund, den ich je gefunden, ich hätte Euch nicht gewähren lassen. Doch diesen einen haben sie aus dem Kloster als rauh und gewaltsam verstoßen. So hörte ich, als ich nach ihm forschte. Und nun steck er Gott weiß in welcher Klausur, muß verkümmern und verkommen. — Geht, Ihr selbst gehört vielleicht mit zu den Peinigern des Bruders Romedius! ich habe nichts mit Euch zu schaffen!“

„Desto mehr ich mit Euch!“ rief der Mönch. Mit beiden Armen faßte er den überraschten Oberst an den Schultern. „Denn Romedius, ja Romedius, das bin ich selber, den freilich sein heißes Blut zu unbesonnenem Handeln einst verleitet, der aber nicht in Zwang und Glend, sondern durch seine Umgebung geläutert und gereift worden ist. Oberer der Kapuziner zu Rosenheim bin ich, und du, wenn dich der Bruder Romedius einst gerettet hat, so bist du Georg Werner, der Gärtner, den ich —“

„Romedius, — o Gott sei gelobt!“ — Der Pandurenoberst machte eine Bewegung, als wolle er an des Kapuziners Brust sinken.

Aber streng wehrte der Mönch ihn ab. „Halt! von Euch, Oberst von Schlangen, beschimpft zu werden, dies ehrt das Kleid hier, in dem ich Gott diene, Eure

Umarmung aber besleckt es; Georg von Schlangens Name ist verflucht."

"Weh dir!" An seines Schwertes Griff faßte des gefürchteten Mannes Hand. Er zog die Waffe nicht, mit beiden Händen bedeckte er sein Antlitz. „Nein“, sagte er fast stöhnend, „wehe mir! Den Menschen fluche, die mich zu dem gemacht, was ich geworden; der Lüge fluche, die mich vertrieben; der Ungerechtigkeit, dem Verrat und der Verleumdung, die ein harmloses Menschenkind mit reinem Sinn und Herzen zu einem wüsten, erbarmungslosen Führer wüster Rotten gemacht!

„Du sollst mich hören, Komediuss“, fuhr er fast gebieterisch mit lauter Stimme fort; „du, der einzige, den ich als Richter anerkenne, der einst der gute Engel des ehrlos erklärten Flüchtlings war. Doch nicht hier ist die Stätte zu Rede und Gegenrede. Dem Herrn und Gebieter über Rosenheim wird wohl ein ungestörter Aufenthalt zwischen vier Mauern nicht versagt sein. Komm!“

Er hatte den Blick über die den Markt umgebenden Häuser schweifen lassen, sie hasteten auf dem nächststehenden Gebäude, dem Anscheine nach ein Kaufmannshaus von bescheidenem, aber sauberem Aussehen. Die Lüden des Gewölbes waren freilich geschlossen, aber durch die Spalte der kaum geöffneten Tür lugten verstoßen blonde Kinderköpfe und helle Augen.

Mit der übermütigen Sicherheit des Siegers schritt der Oberst auf das Gebäude zu, Komediuss ihm zur Seite. Der Mönch machte eine Bewegung gemacht, als wolle er Schlangen zurückhalten, aber es war zu spät, schon hatte der Pandurenführer die kleine Strecke zurückgelegt, und die Thür des Hauses öffnete sich, noch ehe sein Fuß die Schwelle überschritten hatte.

Auf der Flur stand eine Frau in dunkler Witwenracht, an ihrer Seite ein hübscher Knabe von etwa zwölf Jahren. Der Abstand zwischen dem Tageslicht und der Dämmerung im Innern verhinderte den Kommenden, genauer die Züge der Besitzerin dieser Stätte zu erkennen.

„Die irdische Majestät ist der Abglanz der höchsten“, sagte sie, dem rauhen Gaste entgegentreten, und sich vor dem Obristen verneigend; „kommt Ihr in Kaisers Namen, so denkt, daß Gott über Witwen und Waisen Seine Vaterhand hält. Dies Haus hat seit einem Jahr seinen Herrn, meine Kinder den Vater verloren.“

Bei dem Klange der Stimme war der Oberst erschreckt zusammengefahren, und sein Blick versuchte forschend in das Antlitz der Frau zu blicken, doch Vater Komediuss verhinderte durch seine Stellung diese Absicht.

„Besorget nichts, Frau Waltenbach“, sagte er; „einer ehrenhaften Frau, einer braven Mutter und Versorgerin ihrer Kinder tut keiner weh, dem noch

ein Tröpflein ehrlich Blut in den Adern rinnt. Ihr habt da ein traulich Zimmer im Erdgeschoß für vornehme Kunden zur Raß. Solches möchten wir von Euch zu einigen Augenblicken ungestörter Zwiesprache erbeten haben.“

Ohne weiteres öffnete die Frau des Hauses die zunächst liegende Türe.

„Wo Ihr eintretet, Vater Komediuss, da waltet Segen“, sagte sie; „doch vergeßt auch nicht des todkranken Mannes in der Kammer, der heute Abend ins Klosterhospital geschafft werden sollte, wenn der Arme bis dahin noch Lebensodem in sich hat.“

„Der hört nichts mehr“, meinte der Kapuziner, „und noch weniger vermöchte er etwas zu verraten. Ich sehe nachher nach ihm. Ihr aber seid ohne Furcht, ich büрге Euch.“

Mit diesen Worten nickte er der Frau und den Kindern freundlich zu und folgte dem Obersten, der bereits die Schwelle des Zimmers überschritten hatte.

Es war dies ein geräumiges, sonnenhelles Gemach, freilich nur schlicht, doch freundlich und sauber ausgestattet. Mehrere einfache, aber das Auge erfreuende Bilder zierten die mit heller Tapete besetzten Wände; in einer Nische stand ein ergreifendes Ecce Homo-Bild. Ein Frauenbildnis, auf das eben der volle Sonnenschein fiel, das milde Antlitz mit rosiger Glut überstrahlend, hing an der Wand der Türe gegenüber. Unwillkürlich fiel Schlangens Blick darauf. Mit lautem Aufschrei sprang er zurück: „Magdalena! Wer hat mir das getan!“

„Du selber Georg, oder besser des Allwaltenden Hand, die den Schritt des blinden Staubgeborenen allerwege leitet“, lautete Vater Komediuss Antwort. „Du bist im Hause der Magdalena Waltenbach, der Witwe eines braven Kaufmannes; der Knabe ihr zur Seite war ihr ältester Sohn, er heißt Georg, gerade so wie du, ja, Georg, dir, Georg Werner zu Ehren.“

„In ihrem Hause! Deshalb drang die Stimme des Weibes, das mich auf dem Flur empfing, bis in meines Herzens Tiefen. In ihrem Hause, die mich vergaß, die mich verriet! Nein, nicht mein guter Engel war's, die mich hierher geführt, keinen schlimmern Ort hätte ich wählen können, um von der Hölle gemahnt zu werden, was ich ihr an Eiden schulde!“

Mit unwiderstehlicher Gewalt legte Komediuss seine Hand auf des hocherregten Mannes Arm. „Ruhiger“, sagte er, „und nicht allein um deinetwillen! In der Kammer drinnen liegt ein totkranker Fremdling, der gestern Abend im Orte zugewandert kam und sich bis zum Spital unseres Klosters zu schleppen gedachte. An der Türe dieses Hauses brach er zusammen, und mit Samariterfönn ließ die Hausfrau ihn aufheben und betten; heute sollte er zu uns gebracht werden; die kriegerischen Ereignisse verhinderten es. Ich glaube, er wird die Nacht nicht überleben.“

„Du aber, Georg“, fuhr er fort, „du scheinst mir, wohl strotzend in der Kraft des Lebens, nicht minder totkrank, als jener sieche, des Lebens bare Mann. Erzähle, was aus dir geworden, seit wir uns trennten, bis du zu einem Georg von Schlangen wurdest.“

Mit beiden Händen preßte der Oberst seine Stirne, dann begann er, langsam und stockend: „Nach mancher Irrfahrt kam ich zu Euren Eltern, Pater Romedius; sie nahmen, Euer in Liebe gedenkend, sich des Fremdlings an; ich gewann die Gunst der alten, wunderlichen Leute, stark in Besinnung und im Glauben wie das Eisen, das Meister Hiller's Hand schmiedete. Hätte der Alte gewußt, daß ein des Diebstahls Beschuldigter unter seinem Dache weile, nimmer hätte ich unter demselben ein freundlich Obdach gefunden. Ich zögerte mit dem Geständnisse; denn ich fühlte mich wie im Vaterhause, und hätte ich nicht daheim die Magdalena gewußt, das Breneli, Eure Schwester, wäre bald meine Braut geworden. So standen wir nur zu einander wie treue Genossen. Ich wollte, ich durste ihr nicht mehr sein; gar leichtlich hätte ich's anders wenden können.“

„Ich hatte keine Nachricht von daheim“, fuhr der Oberst fort; „ich wollte auch keine dorthin gelangen lassen. Sie hätten mich nur wieder verfolgt und geheßt, und wäre das kund geworden, die Lieben hätte das gar zu arg geschmerzt. Aber nach Jahresfrist wanderte ein junger Bursch in jene Gegend. Der hatte mir treue Freundschaft geschworen, ich glaubte daran, und sandte ihn mit Botschaft zur Mutter, zur Lena. Um Gegenhunde sollte er bitten. Ich erhielt keine Antwort. Nach dreien Jahren aber kehrte der Wanderer heim. War ein stattlicher Patron geworden, mit vollem Beutel, durch gemachte Erbschaft. Erst vor kurzem war er durch meinen Heimatsort gekommen, aber keinem hatte er von mir Botschaft bestellt. Der Bruder Romedius war nicht mehr im Kloster, es hieß, sie hätten ihn wegen allzu kecker Rede in einen entlegenen Ort gesteckt, tot war mein alt lieb Mütterlein, und mein Lieb, das war mir untreu worden und längst eines andern Weib.“

Im wetterharten Antlitz des Kriegsmannes zuckte es in Erinnerungsqual, während er fortfuhr: „Hätte ich dem guten Bruder Romedius helfen können, ich hätte ohne Besinnen mein Leben eingesetzt. Viel Tränen weint' ich der Mutter nach, aber das Bild der Untreuen da, das löschte ich in meinem Herzen aus. Nun hatte ich abgeschlossen mit allem, was hinter mir lag, nun galt es, die Gunst meiner neuen Heimat zu verdienen.“

„Ich hatte ohne den Nebenbuhler gerechnet, der mir in dem heimgekehrten Freunde erstanden war. Der wußte mehr von meiner Vergangenheit, als er bis jetzt geäußert hatte. Eifersucht scheute kein Mittel, den im Weg stehenden zu verdrängen; der Glende

verriet dem Meister Blasius Hiller, daß sein Gast ein des Diebstahls verdächtiger Flüchtling sei. Ich konnte nicht leugnen. Daß ich geschwiegen, vergrößerte in seinen Augen meine Schuld. Er ließ mich jedoch nicht allsofort fahren und hielt erst Anfrage meinethalb in Rosenheim. Von dort erhielt er meine Schuld nur bestätigt. Gott weiß, an wen er sich gewandt haben mag, und trotz des Eides meiner Unschuld, trotz Brenelis Tränen wies mir der alte, grundehrliche Mann die Thür. Und ich wußte mich doch ohne Schuld, war freigesprochen von seinem eigenen Sohne!“

„Ihr habt viel gut zu machen, Georg“, sagte Vater Romedius, mit mildem Tone die Hand auf des gefürchteten Mannes Schulter legend; „aber Gott möge nachsichtig jenen sein, die sich an Euch versündigt.“

„Alles Gefühl für das Edle und Gute, aller Sinn für Menschenwürde erstarre in meinem Innern“, redete der Oberst weiter. „Zum zweitenmale war mir aus der Heimat das Siegel der Schande aufgedrückt, jetzt kam der Geist der Rache über mich. War doch die einzige, die mich geliebt, die Mutter, im Grabe und jener Mann, der in schwerster Zeit mir geglaubt, der sich meiner erbarmt hatte, im Glende, vielleicht tot. Ich ließ mich anwerben unter dem Namen eines atmen Wanderkameraden, der mir seine Habseligkeiten nebst seinem Wanderbuche vererbt hatte. Meine Todesverachtung in der Schlacht, meine tadellose Führung im Dienste erwarben mir die Gunst der Höheren, die Bewunderung der Kriegsgenossen. Ich war lange schon das Haupt einer verwegenen Schar, ehe ich zu ihrer Führung berechtigt war. Höher stieg ich und höher und endlich ward ich, was ich bin, aber noch zu rechter Zeit, um meinen Schwur zu lösen. Schloß Elßner, der Schauplatz meiner Schande, ist vernichtet. Den Schurken freilich, dem ich mein ganzes Leid zu verdanken habe, traf ich nicht; — er soll in der Fremde verdorben und gestorben sein — aber in den Flammen von Rosenheim will ich den Schimpf löschen, den man mir dort angetan! Noch brennt das Schandmal in meinem Herzen. Fordert!“ so endete er mit furchtbarer Erregung; „fordert, was Ihr wollt, Vater Romedius! nur nicht, daß ich mein Schuldbuch quittiere!“

„Unglücklicher, Verblendeter!“ — hoch richtete sich die mächtige Gestalt des Kapuziners auf — „das Facit deiner Rechnung ist dein Bankerott! Du hast das rächende Schicksal spielen, du hast unserem Herrgott ins Handwerk pfeuschen wollen! Wer gab dir das Recht dazu?“

Der Oberst wollte erzürnt auffahren, aber der Redende schnitt ihm das Wort ab. „Daß du glaubtest, eine an mir begangene Ungerechtigkeit mit auf das Kerbholz deiner Rache nehmen zu müssen, ist der erste Irrtum in deiner Rechnung“, fuhr der Vater fort. „In der ewigen Stadt Rom habe ich zu jener Zeit

geweilt, aber in ehrenvoller Sendung meiner Obern, nicht als Angeklagter; der zweite Irrtum ist die Beschuldigung, daß Magdalena dir die Treue brach, obwohl sie nie ein bindendes Gelöbniß an dich gekettet hatte. Wie viele Jahre war sie ohne Kunde von dir geblieben! Wenn sie dann endlich ihre Hand einem andern reichte, so geschah es, um unterm Schutze eines braven Mannes den Nachstellungen des Schreibers, deines Feindes, zu entgehen, und um deiner armen Mutter ein Obdach bis zu ihrem Tode zu gewähren. Auf ihres Sohnes Haupt konnte die Sterbende die Hand nicht legen, aber sie ruhte auf dem Scheitel von Magdalena's Erstgeborenem, und in dem kleinen Georg segnete sie im Geiste den eigenen Sohn!"

Ein lautes Stöhnen entrang sich der Brust des Soldaten. „Ich darf das Haupt dieses unschuldigen Kindes nicht berühren, — an meinen Händen klebt Blut.“

„Georg Werner!“ — ehern klang der Ton des Vaters — „vermeinst du also Schuld durch neue Schuld zu tilgen? Schone Rosenheim! Soll denn der Himmel, der sich über dem Grabhügel deiner Mutter wölbt, sich röten von der Flammenschrift der Schande des verlorenen Sohnes?“

Mit beiden Händen bedeckte der Unglückliche sein Antlitz, dann rief er stürmisch: „Soll ich verloren sein, hier und im Jenseits, um nichts? ohne mich von einem wenigstens entlastet zu haben, was ich in mir getragen in jahrelangem Weh und Elend? — Schaff mir Einen, Mönch, — den Kuben, der alles Bösen Quelle, die mein Dasein vergiftete! schaff mir den Franz Hensel, und nimm die Schonung Rosenheims dafür!“

Ein Geräusch unterbrach den Hocherregten. Wie ein Poltern, ein hastiger Tritts klang es vom Nebentraum her. „Helft, helft!“ rief eine Knabenstimme angstvoll; „ich kann ihn nicht halten!“

Die innere Tür ward aufgerissen. Eine abgezehrete Gestalt, mit einem linnenen Gewande bekleidet, erschien auf der Schwelle; Fieberglut leuchtete aus den tiefstehenden grauen Augen des etwa fünfzigjährigen Mannes, auf dessen wächserne Züge bereits der Tod seine Zeichen geschrieben. Wirt flatterte das ergaute Haar um das schmale Haupt.

Hinter dem Fieberkranken, der seinem Lager entsprungen sein mußte, erschien Georg, der Sohn Magdalena's, der eben zu seiner Pflege eingetreten war, und bestürzt den Vorgang gewahrte, zu schwach ihn zu hindern.

„Franz Hensel bin ich!“ Dampf kam es aus der zerfallenen Brust des Siechen. „Was wollt Ihr? Kommt Ihr, mich zum Gerichte zu rufen? Habt Erbarmen! Gnade! ich hab's gebüßt!“

Einen scheuen Blick warf der Oberst auf den Elenden, dann stürzte er auf ihn zu. Unter der Eisenfaust des Soldaten brach die schwächliche Gestalt zusammen.

„Du, du, des Hasses Auge täuschen die Jahre nicht!“ rief er mit vor Leidenschaft erstarrter Stimme; „ja, das Gericht ruft, Gottes Gericht, das uns eben an dieser Stätte zusammenführte! Bezahlen sollst du die Zeche des herben Trunkes, den du mir gereicht, und sollte ich dich dem Senfmanne abringen! Unter den Häuten meiner Panduren sollst du enden, sie sollen die Vollstrecker der Rache Georg Werner's sein.“

Mit irrem Blicke schaute der Todkranke um sich. „Werner“, flüsterte er, „ja, ja, das ist mein Todfeind; sage ihm nur nicht, daß ich hier bin! Das Buch — das Buch — damals, das ich fand und in seine Tasche steckte, — Segen hat's mir nicht gebracht“, fuhr er heiser lachend fort; „der Graf hat mich verjagt wie einen Hund einer falschen Rechnung wegen; die Lena ward eines andern Frau, und die Fremde brachte mir kein Heil. Zur Heimat, dort müssen Sie mich aufnehmen, sie müssen — sie müssen — ich will ruhen, ruhen, sterben! — Nein!“ leuchtend ging des Elenden Brust; „sterben ist jenseits, ich will nicht ich, kann nicht — will nicht!“

Georg's Eisenfaust hatte den Unglückseligen losgelassen, er brach zusammen. Blutstropfen kamen über seine schmalen Lippen.

Eine Todensille trat ein, wie erstarrt vom Schrecken stand der blonde Knabe mit gefalteten Händen, und unbeweglich schaute der Führer der wüsten Soldatenschar auf den Sterbenden nieder. Nur das Zucken des Antlitzes gab Kunde von dem furchtbaren Sturme, der in seiner Seele tobte.

Zwischen den Britenden und Bedrohten schob Pater Komediuss mit sanfter Gewalt den Sohn Magdalena's. „Bergebet, so wird Euch vergeben!“ sagte er mit milder Stimme; „gedenket, welch eine Hand auf dieses Knaben Haupt geruht, Georg, und dann, dann richtet im Geiste der Verklärten!“

In krampfhaftem Aufschluchzen löste sich die Starrheit des Obersten, er machte eine Bewegung, als wolle er den Knaben an sich ziehen.

„Georg“, — des gewaltigen Mannes Ton klang zitternd — „sage diesem da“, er wies auf den am Boden sich windenden Kranken, „ihm sei verziehen. Und du, Knabe, du, werde brav und gut, hörst du? und bete für einen Unglücklichen, der deinen Namen trägt!“

Hinaus stürmte der Oberst, ohne sich umzuschauen, ob Pater Komediuss ihm folge, hinaus über die Flur ins Freie. „Rüffet Euch!“ schallte sein Kommandoruf; „wir verlassen Rosenheim! Der Hauptmann Hainz mag zurückbleiben und mit dem Magistrat über die Kontribution verhandeln, mein Teil gehört Euch, Ihr Leute!“

„Was meint Ihr, Jungen?“ fuhr er fort, ein leises Murmeln der Unzufriedenheit mit lauter Stimme überhörend; „der Brautrod von vorhin hat Eurem Obristen

einstmals Leben und Ehre gerettet, da man ihn schul-
los verfolgte. Wollt Ihr's ihm vergüten? soll er
Schlangens tapferen Panduren umsonst die Großmuth
des Löwen zugetraut haben?"

„Nein, nein!“ tönte es in jubelnder Zustimmung
aus der Schar; „der Löwe, der Löwe! Ehlen der
Vater, Ehlen unser Vater Schlangen!“

Und „Hurrah Schlangen!“ hallte es wider im
unabsehbaren Volkskreise.

Das Haupt des Magistrats wollte sich dankend
dem Obersten zu Füßen werfen, aber Georg wies den
Dank zurück. „Jenem da danket Ihr Eure Rettung“,
sagte er rauh, auf Vater Komediuss weisend, der eben
auf der Schwelle des Kaufmannshauses erschien,
während hinter ihm die schlanke Gestalt der Besitzerin
und das frische, blühende Antlitz ihres Knaben sichtbar
wurden; „jenem, der Euch von mir erzählen wird.
Ich schenke Rosenheim mehr in dieser Stunde, als
Ihr ahnen mögt. Ehrt mir den Vater Komediuss,
Ihr Bürger von Rosenheim, Euren Schützer, — lebt
wohl!“¹⁾

¹⁾ Historisch.

Er hob die Hand zum Gruße gegen das Haus, dann
gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte, von
seiner Begleitung gefolgt, an die Spitze seines Zuges.
Trommelschall und Pfeifenklang durchhallte die Luft,
vorüber zog die dräuende Gewitterwolke, vorüber das
Verderben: Rosenheim war gerettet. — Aber nicht
einmal wandte der düstere Führer sein Haupt, er schaute
nicht zurück auf den Jubel der Beglückten, nicht auf den
klosterlichen Freund, der, die Hände wie zum Segen
erhoben, da stand, nicht auf das weiße Tuch in der Hand
der schlanken Frau, die mit tränenfeuchtem Antlitz
ihm nachwinkte, ein Scheidegruß alter, unvergessener
Liebe und Erinnerung.

Verschollen blieb seit jener Zeit der Name Georgs
von Schlangen. Ein Gerücht wollte wissen, der kühne
Pandurenoberst habe Aufnahme in eines der strengsten
Klöster Ungarns gesucht und gefunden.

Vater Komediuss aber, den die Stadt Rosenheim
bis zu seinem Tode als ihren Schutzgeist und Retter
aus arger Noth verehrte, lebt im Gedächtnisse des
Ortes fort bis zur heutigen Stunde, und noch manche
Guttat erzählt die Chronik des Bayernlandes von dem
mannhaften Kapuzineroberen, dem unerschrockenen
Streiter zur Ehre Gottes.

Der Maikäfer Hof.

Von N. Kraßnigg.

Langsam senkte sich die Sonne hinter die
langen, niederen Hügelketten, die die weite Ebene in
blauer Ferne begrenzten. In Rotglühgold flammte
das Firmament im Westen,
bleifarben war es im
Osten. Der Vögel Sang
verstumte allmählich, nur
der Spatz piepste noch
zankend in den Dorfgassen.
Auf den Wiesen und Feldern
zirpte das Heer der Heim-
chen, die Bienen, die tags-
über in der milden Maien-
luft umhergesurrt, suchten
die schützenden Stöcke auf,
einige wenige Falter schau-
kelten sich noch auf den
Blütenfelsen, einige Käfer
schwirrten wie schlaftrunken
in der Abendluft, aus
dem Mühlsteiche tönte das
melodische Gequack der Frösche, das die Unken im
tiefsten Bass begleiteten.

Draußen auf der Wegkreuzung saß am Feldrain
der „lange Sepp“. Er war armer Leute Kind und
verdingte sich zu Feldarbeiten. Aber die Bauern
nahmen ihn nicht gerne in
Arbeit. Der „lange Sepp“
war beim Militär gewesen,
hatte in der Großstadt viel
gesehen und noch mehr
gelesen, und bespöttelte
nun die Art, wie in seinem
fernen Heimatsdorf die
Bauern mit alten Werkzeu-
genveralteten Anschauungen
und nach Überlieferung aus
den Zeiten der Urahren
ihre Felder bestellten und
im Schweisse ihres Ange-
sichts dem sandigen, steini-
gen Boden das bißchen
Hafer und Korn ab-
rangen.



„Was plagt's Euch da?“ pflegte er zu sagen.
„Des habt's kane Wiesen, folglich ka Vieh, folglich ka

Mist, drum könnt's nüt gründlich düngen, kriagts nix raus aus'n Boden, nehmt's künstlichen Dünger, dann werdt's schon seg'n!"

Aber die Bauern, die wohl vom künstlichen Dünger gehört hatten, lehnten sich nicht daran. Ihre Ältvordern hatten auch keinen künstlichen Dünger bejessen und hatten doch gelebt.

"Aber wie!" sagte darauf der lange Sepp. "Mir is 's ja gleichgiltig, für mei bisl Feld brauch' i kan Dünger, meine zwa Gas geben mar, was i brauch'! Aber i wüßt, was i tät, wann i a Bauer wär!"

Des Bürgermeisters Pisl, ein munteres, rothaariges, so schön gewachsenes Mädchen, entbrannte in heißer Liebe zu dem langen Sepp. Am "Kirchtag", während des "G'strampfen", fanden sich ihre Herzen.

"O, Du mei liabe Pisl", sagte Sepp, "mir zwa wer'n unser Lebtag nüt Mann und Weib! Du, die Reichste in Thalselden, i der Armste. Dös müascht schon a b'funders Glück sein, wann mir zwa z'samm hummeten! Aber i glaub's nüt! Dei Vater mag mi net, i bin a Revolutionär, sagt er, aner, der All's besser waß, i glaub', ehender zünd' er sei Wirtschaft an, eh er mi drauf hausen läßt! Schön war's schon! Nüt wegen dem, weil i dann a reicher Bauer wär, sondern weil i ihnen zeigen könnt', wie mar's machen müas. Von den Bauern traut si kaner anz'fangen mit dö neuen Sachen', a jeder sagt: Jodel, geh' Du an Erst!"

"Daß guat sein", meinte Pisl dann, "Zeit und Weil is ungleich! Und wenn unser Herrgott will, kummt Berg und Tal z'samm, leicht kummen mir a no z'samm!"

Einstweilen kamen sie immer draußen an der Wegkreuzung zusammen, und spazierten dann den Waldweg entlang.

Auch diesmal wartete der Sepp draußen am Rain auf seine Pisl. Ungeduldig spähten seine Augen gegen das Dorf zu, die leichte, schwanke Gerte in seiner Rechten säbelte die Köpfe der blutroten Mohblumen ab.

Endlich tauchte die Gestalt seines Mädchens auf. In langen Schritten ging er ihr entgegen, bot ihr Hand und Mund zum Gruß und sagte:

"Hast mi lang warten lassen!"

"Hab' früher nüt können, Sepp! . . . Der Vater weiß's schon, was 's mit uns zwa is! Hab ihm 's a nüt abg'leugnet!"

"No und was sagt er?"

"Er sagt, Du taugest zu nix! Du wartst der Arbeit Feind, d'rinn läßt von Maschinen reden! Der richtige Bauer, sagt er, arbeit' mit die Hand. Nüt amal zum Maitäferfangen wörst z'brauchen. Thäst wahrscheinlich warten, bis mar a dö mit Maschinen fangt! Alle, dö nur a bisl Sinn ham für's G'manwohl, geh'n ins Maitäferfangen, wo's heuer so viel san, daß uns alles abfressen. Er zahlet eh schon vier Kreuzer für'n Liter! Unser ganzer hinterer Schupfen is voll mit so tote Viecher, nur von Dir wär' no kaner d'runter."

Sepp lachte.

"Muring geh' i a ins Maitäferfangen, eh red' i aber mit Dein Vater."

"Zu was? Er will nüt! Er hat g'sagt, gegen Dei' Armejn hätt' er nix, aber gegen Dei' Faulsein."

"Ach so! Maitäfer fangen soll i, nüt?"

"Halt, ja! Wann Du dö Meissen bringst, hat er g'sagt, nachher g'hör i Dein!"

"Dös hat er g'sagt?"

"Ja! Dös hat er g'sagt! Aber, mei liaber Sepp, 's san schon Anige, da, dö drei bis vier Hektoliter in d' Schupfen bracht ham."

"Dir z'liab, Pisl, geh' i a ins Maitäferfangen!"

Der Bürgermeister riß seine Augen weit auf, als eines schönen Morgens der lange Sepp mit einem Sack am Rücken daher kam, einen zweiten schleppte er in der Hand auf dem Boden nach.

"So, Herr Bürgermeister", sagte er, "da san zwa guat g'messene Heto! Schreib'ns m'rs fein auf, i kumm jezt wohl öfter! Aber a Mann a Wort! Wann i's Meisse hab',

g'hört Pisl mir?"

"G'hört Dir, Sepp", sagte der Bürgermeister.

"Da hast mei' Hand!"

Sepp schlug ein. "Abg'macht."

"Abg'macht! Aber sag', wie lang hast g'fangen an dö Maitäfer?"

"In aner anzigen Nacht!" erwiderte Sepp.

"Wie machst denn dö?"

"Ah, freil!" rief Sepp lachend, "dös is mei' G'heimnis. Murg'n bring i Ent wieder a paar Sät!"

"Glaub's nüt!" sagte der Bürgermeister.

Er mußte aber daran glauben, denn Tag für Tag kam Sepp mit zwei bis drei Hektoliter toten Maitäfern und schüttete sie in den Schuppen im Garten, wo auch die von anderen abgelieferten Käfer gesämmelt wurden.



In langen Schritten ging er ihr entgegen.

Methwichtig
Jays als er
mählte, sie
glauben soll'
gehörte be
jung
ma de schon
Er schüttete
Schuppen zu
Sepp hatte
lab', em
Maitäfer hatte
beimach
in amer
schüttete der
Jocher ge
gewisser hoch
Sepp jag mit
ai den gewis
meßer über
Denten die
mete sich
Wasserschöpf
verwand, k
Zehrung,
Dös
Sepps Cent
hatten die
tragen, als
dem ander
Sepps B
Dreischmal
Wochen d
Monate g
"Secht
jezt d' Gr
für' i de
All's beim
Je m
viel'n wa
Die ju

„Merkwürdig“, sagte der Bürgermeister eines Tages, als er die unzähligen Maikäferleichen betrachtete, „sie nehmen gar nüt so viel zua, als mar glauben sollt! Jetzt hat der Sepp allan schon achtzehn Hektoliter bracht, dö Andern mitanand siebenundzwanzig, und 's Häufel wachst nur ganz langsam. Is freilich a großer Schupfen, aber a bißl mehr kunt' ma do schon seg'n davon.“

Er schüttelte den Kopf, lehnte die Torflügel des Schuppens zu und entfernte sich.

Sepp hatte den besten „Nezford“, einundzwanzig Hektoliter Maikäfer hatte er allein abgeliefert, nach ihm war Waldbauer, ein armer Häusler, mit elf Hektolitern der Beste.

Hochzeit gab's, denn der Bürgermeister hielt Wort. Der lange Sepp zog mit seinen zwei Gaisen auf den großen Hof, der Bürgermeister übergab den jungen Leuten die Wirtschaft und widmete sich nun mehr seinen Amtsgeschäften als Gemeindevorstand, schob Regel und las Zeitung.

Das Anwesen blühte unter Sepps Leitung. So reiche Ernten hatten die Felder noch nie getragen, als jetzt. Ein Bauer nach dem andern befreundete sich mit Sepps Wirtschaftssystem, eine Drechselmaschine wurde gekauft, die in ebenso viel Wochen die Ernte ausdrosch, als früher die Drescher Monate gebraucht hatten.

„Seht's, Herr Bürgermeister“, sagte Sepp, „wia jetzt d' Gman ausschaut! A bißl anders als ehender. Gätt' i damals nüt so viel Maikäfer g'fangen, wär' All's beim Alten blieben!“

„Is mir heut' no a Rätsel, wo Du Sackaloter dö viel'n Maikäfer g'fangen hast.“

Die junge Frau lachte.

„Aber, Vater“, rief sie, „er hat gar kan g'fangen!“

„Hat kan g'fangen?“ rief der Bürgermeister erstaunt.

„Wissen's Vater“, erwiderte Sepp, „im Krieg is jede List erlaubt! Und weil i damals mit Jhnen um's Lijerl Krieg g'führt hab, hab' i halta a List ang'wendet. Der ‚Tyras‘, der Hofhund, und i waren gute Bekannte, no und so bin i halt in der Nacht alleweil zum Schupfen und hab' mir von dö Maikäfer, dö eh schon durt waren, a paar Säd voll ang'füllt und hab's Jhnen n' andern Tag in der Fruah wieder bracht! Drum hab' i mei Geld, dö vierundachtz'g Gulden, a nüt g'nummen, sondern der Gman z'ruck g'schenkt!“

„A! So a Betrug!“ brauste der Bürgermeister auf. Er tobte und schalt, allein die beiden jungen Leute beruhigten ihn endlich.

„Des habt's mi schön um 'n Dam draht! Dös hätt' i wissen soll'n! Du wärst nüt am Hof da!“

„No und reut's di, Vater?“ fragte Lisi. „Ham dö Maikäfer, dö der Sepp bracht hat, der Gmoan netmehr g'nukt, als dö, dö die Andern g'fangt ham? Schau unjer'n Hof an, schau d' Gmoan an, wias jetzt da steht!“

„Wohl wahr!“ sagte der Bürgermeister. „Aber a Betrug war's do!“

„Zu an guaten Zweck!“ versicherte Sepp. „Und von heut' an soll der Hof zur Erinnerung ‚der Maikäferhof‘ haßen.“

Man zerbrach sich die Köpfe über diesen Namen. Nur vier Leute wußten, weshalb er so genannt wurde. Drei waren verschwiegen, die sagten es Niemanden; der Vierte aber plauderte es aus, denn man kann mancherlei lernen aus der Geschichte.



— Tag für Tag kam Sepp —

Humoristisches.

Eine Ohrfeige an die falsche Adresse.

Herr Dammeling geht mit vergnügter Miene die Straße entlang. Da kommt plötzlich ein fremder Herr aufgeregt hinter ihm her und schreit: „Lehmann! Lehmann!“ Dammeling dreht sich neugierig um und bekommt in demselben Augenblick von dem wütenden unbekanntem eine schalende Backpfeife. Entrüstet über diese tätliche Beleidigung wendet sich Herr Dammeling an einen Schutzmann:

„Herr Schutzmann, eben kam ein frecher Kerl hinter mir hergelaufen, und indem er fortwährend Lehmann! Lehmann! rief, gab er mir eine Maulschelle, daß ich dachte, der Kopf fliegt mir weg!“

„Ja“, sagt darauf der Beamte bedächtig, „heißen Sie denn Lehmann?“

„I wo, ich heiße Dammeling!“

„Na, lieber Mann“, beruhigt ihn der gemüthliche Schutzmann, „was wollen Sie da noch? Da geht Sie ja die ganze Sache nißcht an!“

Die Wildfeuer.

Erzählung aus den Alpen Voralbergs von Franz Wichmann.

I.

In dem letzten einsamen Hause von Danteraus regte es sich tief in der Nacht, der grauhaarige Kopf der Sollacherin erhob sich über der schweren Federlast des Bettes.

„Jackl, he, Jackl, — hast nix gehört? Schlaf nit gar so fest!“

Der Mann auf dem Heulager an der entgegengesetzten Wand warf sich brummend herum, ohne zu erwachen.

Eine Weile wartete die Bäuerin, dann hob sie sich noch höher über das Kissen.

„Es weht kalt und frostig herein. Hast die Tür auflassen. — Jackl?“

Noch immer kam keine Antwort. Aber die Frau schrie plötzlich in jähem Schrecken auf:

„Jesus Maria, — der Böse schaut vom Gang herein! Funfelnde Augen hat er und Hörner.“

Der gelbe Angststuf weckte endlich den von schwerer Tagesarbeit schlaftrunkenen Solla-cher. Er rieb sich die Augen und starrte in das vom fahlen Mondlicht schwach durchhellte Dunkel.

„Höllfakta, — die Gais ist's! Wie kommt das Vieh ins Zimmer?“

„Es muß was un-gehen draußt, was sie erschreckt hat.“

„Was ist denn, Muatta?“ fragte eine jugendlich helle Mädchenstimme aus der anderen Ecke des niederen Gemachs. „O mein, mir hat gar schrecklich träumt. Den Dengelmann hab' ich gehört, wie er die Sense abklopft hat. Leicht ist's der Tod, der vor der Tür steht.“

„Dummes Weibergeschwätz!“ fluchte der Bauer ärgerlich, „nix als die Gais ist's. Gleich steh i auf und jag's in Stadel zurück.“

„Bleib liegen, Wata“, rief der ebenfalls aufgewachte Nickl. „D treib's scho auffa und sperr die Tür zu.“

Der kleine Bub sprang vom Lager, fuhr aber im gleichen Augenblick erschrocken zurück. „Wata, Mutta, — Wasser is in der Stuben!“

„Bist narret worden oder träumst!“

„Nein, heilige Mutter Gottes, wahr ist's“, schrie die Kordl und zog die nackten Füße schauernd auf das Bett zurück. „Der Bach ist zu uns hereinkommen.“

„Vater im Himmel, steh uns bei!“ jammerte die Bäuerin, „ein Unglück ist geschehen, ein Wetter droben in die Berg —“

Jetzt kam auch dem Solla-cher die Gefahr zum Bewußtsein. Mit einem Satz war er vom Lager und laut klatschend schlug das Wasser an ihm empor.

„Höllfagendi, is das kalt!“ Aber mutig watete er bis ans Fenster vor und riß die hölzernen Läden auf. Ein dumpfes Rauschen wurde vernehmbar, verworrene Töne angstvoller Stimmen, Kinderschreien, ersticktes Brüllen des Viehs und über allem, von den bleichen Schwingen der Nacht tief aus dem Montavoner Tal heraufgetragen, der unheimlich schauerliche Klang einer summanden Glocke.

Die Bäuerin rang die Hände.

„Ihr heiligen Not-helfer, habt's Erbarmen! Drunten in Gashurn läuten's Sturm!“

„'s ganze Tal ist überschwemmt“, — sagte der Solla-cher, zu Tod erschrocken, — „Mutta, nimm den Nickl; Kordl, schau nach dem Vieh, mach's los, — leicht komma ma no auf die Blöck über'n Bach.“

Nur wenig ließ sich von den verzweifelnden Men-schen retten, die wachsende Angst um das Leben trieb sie notdürftig bekleidet auf die Altane hinaus. Ein Bild des Schreckens lag vor ihnen ausgebreitet. Die tief dunkelvioletten Wolkenmassen, die schon den ganzen Nachmittag bei erstickender Schwüle unheimlich still die Bergwelt eingehüllt hatten, mußten droben am Hochmaderer ihren unheilswangeren Schoß geöffnet haben und mit blitzartiger Schnelle, ehe man sein Kommen gehört, war das Wasser ins Tal hinabgeschossen.

„Von der verfluchten Alm ist's kommen, wo alles Unheil entsteht“, murmelte schauernd die Solla-cherin und presste den Knaben an sich.

„Vorwärts“, mahnte der Bauer, „'s Wasser wachst noch immer, fa Minute is zu verlieren.“



Als Erster wagte er den Sprung nach dem zunächst aufragenden Felsen.

Als erster wagte er den Sprung nach dem zunächst aufragenden Felsen, der wie eine Rettungsinsel mitten in dem empörten Elemente lag. Glücklich erreichten auch die anderen die Stelle und schwangen sich dem Vater nach auf die nächsten Steine. Als aber der kleine Bub zum weiteren Sprunge ansetzte, entstand in der Höhe ein furchtbares Donnern und Poltern. Über dem das Tal sperrenden Felsriegel erhob sich wie ein riesiges, von weißen Schaummähen umflattertes Ungeheuer die Flut und wälzte sich in breitem, wogendem Strome, alles verschlingend, unter markerschütterndem Getöse herab. In der Betäubung des Schreckens rutschte der Kleine auf dem glitschigen Felsen aus, verlor den Halt und verfiel mit einem verzweifelten Aufschrei in dem gähnenden, feuchten Grabe.

„Mein Kind, rettet mein Kind!“ kreischte die Bäuerin, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, und machte Miene, sich in die tobende Flut zu stürzen.

Aber der Mann riß sie zurück: „Unmöglich, — sicherer Tod ist's. Der See ist ausgebrochen. Das ganze Wasser kommt herab.“

Es war in der Tat so. Der kleine Ganeraksee, der sonst die vom Hauptbach mitgeführten verderblichen Schlammströme in sich aufnahm und die Bauern von Danteraues vor Wuhren und Geschiebe bewahrte, hatte die übergroße Wassermasse nicht fassen können und war über seinen natürlichen Felsendamm hinausgesprungen.

„Ans Ufer, ans Ufer! schrie der Bauer durch das furchtbare Getöse, „ehe die Flut auch hierher kommt!“

Die unglücklichen Frauen rafften sich auf, noch ein letzter kühner Sprung und halb betäubt kletterten sie mit Händen und Füßen den rettenden steinigen Bord empor.

„Bata, Mutta, schaut's doch“, rief plötzlich die Kordl, „der Himmel schickt 'n Mickl an heiligen Engel zu Hilfe!“

Auch die Eltern sahen das vermeintliche Wunder; mit großen, entsetzten Augen starrten sie in den vom durchbrechenden Monde geisterhaft beleuchteten Gischt.

„Jesus Maria — — der Bub taucht wieder auf, — brunten — am Stein —“

„Kein Engel ist's, — a Mensch —“

„Der Nazl, — heilige Mutter Gottes, steh' ihm bei!“ schrie die Bäuerin.

Wie vom Schrecken gelähmt, blickten alle Drei auf das tollkühne Rettungswerk.

Von einem der steilen Grasplätze auf der wildzerklüfteten Westseite des Tals hatte sich ein hochgewachsener Mann hinabgeschwungen und war, bis an die Brust vom gurgelnden Wasser überschäumt, mit gewaltiger Kraft gegen die Wellen vorgedrungen.

„Gott und alle Heiligen seien gelobt“, jubelte Kordl, „er hat ihn!“

Mit der vor freudigem Schrecken sprachlosen Mutter eilte sie dem Retter entgegen.

Noch ein kurzes Ringen mit der ergriminten Flut, dann faßte Nazl Staudacher mit der Rechten erschöpft die Uferfelsen, das betäubte, doch unverletzte Kind mit der Linken an seine Brust gedrückt.

„Da hab't's ihn! Gott hat mi grad zur rechten Stund da aufi steig'n lassen, sonst waar's gefehlt.“

Der wetterharte, gebräunte Mann schüttelte das Wasser aus dem triefenden Loden und fuhr sich mit der Hand über die vom Felsgeschroß zerfurchten Kniee.

„Ja — — Mickl, — bist's — denn wirkli? I hab gemeint, i seh di nimmer!“

Die übergelückliche Mutter erwärmte den Kleinen

an ihrer Brust und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Der Sollacher, der sich bisher stumm zurückgehalten, trat jetzt herzu und reichte zögernd dem Retter die Hand.

„I dank Dir, Nazl. Jetzt hast es wett gemacht. Mei Moidl ist durch di ums Leben komma — —“

Die offenen, ehrlichen Züge Nazls verfinsterten sich.

„Weißt eh, wie's war, — Bauer, — der Himmel hat mir mei Weib erschlagen, net i — —“

„Wärst net aufzogen mit ihr auf die verfluchte Alm, hätt' sie droben ka Bliß net troffen“, entgegnete abgewandt der Sollacher.

In Kordls Augen flammte es unmutig auf.

„Red net alleweil von dem, Bata, — hätt' mei Schwester selig besser gehauft, wär' da Nazl heut fei' armer Wildheuer.“



„Was hilft uns das Viech, wenn wir kein Dach über'm Kopf haben“, sagte der fassungslose Bauer.

„Jetzt bist Du so arm wie i, Bauer.“
„Was sagst, — willst Dei Lotterhütten mit meim Hof vergleich'n!“

„Dein Haus hat der Bach abitrugen“, entgegnete Nazl ernst, „ta Trumm is mehr am andern. Wie i aufgestiegen bin von St. Gallenkirchen, hab i's tosen und donnern gehört und wia i an den Bach komu', seh i grad, wie der Söllacher Hof zusammenbricht. Schaut's selber hinüber!“

„Jesus Maria, wahr is's, — der Hof is fort!“ Der Bauer schlug sich verzweifelt vor die Stirn. „Mei Haus und Hof is hin!“

„Weil nur der Kidl lebt!“ tröstete die Bäuerin, „Gott wird schon weiter helfen.“

„Er tut's schon“, rief Kordl freudig, „seht's nur, die Kuh is durch den Bach geschwommen und die Gais is aa am Land.“

„Was hilft uns das Viech, wenn wir kein Dach über'm Kopf haben“, sagte der noch immer fassungslose Bauer.

„A Dach findet's bei mir — und mehr brauch't's für die Erst nit.“

„Was, — zu Dir auf die verfluchte Alm? — Na, auf's Maderneuer Jöchl geh' i net“, wehrte, sich befreuzigend, der Söllacher.

„'s bleibt Euch nit ander's übrig“, beharrte Nazl, „nach Daunteraues zurück könnt's nimmer, dort steht alles im Wasser und hinter mir hat's den Weg zerrissen. Also kommt's.“

Sie sahen ein, daß er Recht hatte und wagten keinen Widerspruch mehr.

„In Gottes Namen denn!“ entschied der Söllacher und schritt voran.

II.

Wieder war es Sommer geworden. Die stolze Balülaspiße prangte noch in den Glutten der Abendsonne, doch über ihre purpurleuchtenden Felsrippen breiteten sich in der Tiefe schon die ersten blauviolettten Schatten der nahenden Dämmerung. Ein letzter goldener Strahl des Tagesgestirns, durch zartes, silberschuppiges Gewölk brechend, streifte scheidend den Hügel, auf dem die neue schmucke Pfarrkirche von Gaischurn mit den wenigen, sie umgebenden Häusern wie zierliches Kinderspielzeug hingestellt erschien, und schwebte auf dem ummauerten Friedhof, der auf der Stätte des alten, abgebrochenen Gotteshauses sich

erhob, wie ein lichter Engel der Versöhnung von Hügel zu Hügel.

Kordula Söllacher erhob sich vom Grabe ihres Vaters. Seit jener Schreckensnacht, in der er sich eine schlimme Erkältung zugezogen, war er nicht mehr zu rechter Gesundheit gelangt. Nachdem er den Winter über gekränkelt, hatten sie ihn im Frühjahr eingegraben. Es war sein Namenstag heute, und da die Mutter in der „Krone“ bei der Küchenarbeit aushalf, hatte sie es übernommen, die stille Ruhestätte mit Blumen zu schmücken.

Nach einigen Schritten blieb sie vor einem zweiten Grabe stehen und faltete bewegt die Hände. Dort hatte ihre Schwester die ewige Ruhe gefunden. Und heute vor drei Jahren war ja just ihr Todestag gewesen. Ob nicht wie sonst auch der Nazl kommen würde? Sie hatte ihn doch am Morgen an ihrer Hütte



vorüber nach St. Gallenkirchen gehen sehen und sicher stieg er noch vor Nacht wieder in die Berge hinauf. Freilich mit allzugroßer Liebe konnte er der Toten nicht denken. Sie seufzte, da sie der leichtsinnigen Schwester dachte. Im Gegensatz zu den ernsten, stillen und arbeitsamen Töchtern des Tals hatte die Moidl, eitel, puzliebend und vergnügungsfüchtig, ihren Mann zu allerhand gewagten Unternehmungen verleitet, die schließlich zum Ruine führten. Der Hof wurde vergantet und nichts blieb ihnen als die armselige Marteralm droben am Maderneuer Jöchl. Nie hatte man Gutes von der einsamen, halb in die Felsen gebauten

Hütte gewußt. Jäger wollten dort mitten im Winter das Schellengeläute von Kühen vernommen und einer gar die Geisterherde mit dem höll. Hirten gesehen haben. Als dann zwei Sommer nacheinander der Blich in die Hütte schlug und dem Nazl sein bestes Vieh tötete, da galt es den Montavonern als ausgemacht, daß es dort oben nicht richtig sei. Keine Sennerin fand sich mehr, die Alm zu bewirtschaften und so mußte der Staudacher, als er drunten im Tale alles verloren, mit seinem Weibe, der letzten Kuh und ein paar Gaisen selbst zum Maderneuer Jöchl hinaufziehen. Kaum waren sie oben, da fuhr zum drittenmal der Blich in die Hütte und diesmal erschlug er die Moidl. Trotz alledem war der Nazl den Rest des Sommers auf der verfluchten Alm geblieben. Mit dem Widheu, das er unter steter Lebensgefahr auf den steilen Berg-

weiden sammelte, ernährte er sein letztes Vieh. Aber das Unglück verfolgte ihn weiter. Eine Kuh erkrankte, eine andere wurde krank. Schließlich verkaufte er alles, behielt nur zwei Ziegen und ergriff die Wildheuererei als Beruf, während er im Winter mit Rechen und Senfen hantierend talauwärts zog. In den Wochen, da die Söllachersehn obdachlos sein arm-seliges Heim geteilt, hatte Nordl ihm treulich geholfen. Sein trauriges Los, das ihre Schwester verschuldet, erfüllte sie mit innigem Mitleid, und zu alledem verdankte sie ihm das Leben ihres Bruders.

Im Herbst war es dem Bauer, der die Mittel nicht mehr besaß, sein zerstörtes Haus in Dantertaues wieder aufzubauen, gelungen, drunten in Gurtipohl eine kleine halb verfallene Hütte zu erwerben, in der er bis zu seinem Ende mit den Seinen ein kümmerliches Dasein fristete.

Nun war die Not noch ärger geworden. Die Mutter arbeitete, so oft es ging, im Taglohn und Nordl war seit Beginn des Sommers mit dem kleinen Bruder zum Wildheuen ausgezogen. Da hatte sie oftmals den Schwager getroffen und diese Tage waren die einzig glücklichen in ihrem jetzt so traurigen Dasein gewesen. Ein Jugendtraum erwachte in solchen Stunden zu neuem Leben in ihrer Brust. Nazl war ja der erste Mann, den sie, ein halbes Kind noch, schon mit stiller Verehrung geliebt und eine Zeit lang hatte sie geglaubt, daß der

„Es muß ein Glück sein, wenn man noch Menschen um sich hat, die einen lieb haben.“

schöne, stattliche Bursche ihre Neigung erwidere. Doch bitter war sie enttäuscht worden. Die hübschere, gefallsüchtige und listige Schwester hatte es verstanden, den damals noch wohlhabenden Nazl in ihre Netze zu ziehen. Nordl's Augen röteten sich, wie sie an den schmerzlichen Tag ihres Lebens dachte, da der heimlich Geliebte die Moidl zum Altar geführt. In bitterem Troke gegen das Schicksal sich auflehnd, hatte sie damals unüberlegt den Bewerbungen des Madlener-Hias von Parthenen Gehör geschenkt, doch nur zu bald erkannte sie, wie recht ihre Eltern hatten, die von dem Verkehr nichts wissen wollten. War doch der Hias ein schlimmer Gesell, dem Trunke ergeben und als Wildschütz berüchtigt. Den väterlichen Hof hatte er durchgebracht und sich dann wie so viele verarmte Existenzen des Tals der Wildheuererei zugewendet. Mehr und mehr zog

sich Nordl von dem gefährlichen Menschen zurück, stachelte aber damit erst recht seine wilde Leidenschaft an. Er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, sie zu besigen, und der Instinkt der Eifersucht mußte ihm verraten haben, daß Nazl dem Herzen des Mädchens näher stand als er. Der Haß, den er gegen diesen hegte und offen verriet, entfremdete ihn ihr vollends, sie fürchtete seinen heimtückischen Charakter und die Drohung, die er am letzten Funkensonntag, als Burschen und Dirnen sich bei den Bergfeuern vergnügten, gegen den Wildheuer von der Marteralm ausgestoßen, hatte ihr viele schlaflose Nächte bereitet, bis endlich ein schwerer Entschluß in ihrer Brust gereift war.

Ein Geräusch am Eingang des Friedhofes ließ die in ihre Gedanken versunkene Nordl erschrocken zusammenfahren. Sollte es wieder der Hias sein, der sie bis zur friedlichen Schlummerstätte der Toten mit seiner tollen Leidenschaft verfolgte? Wie sie sich umwandte, entfuhr ihr ein leiser Ausruf, doch er klang wie ein halb unterdrückter Freudenschrei. Unwillkürlich preßte sie die Hand aufs Herz. Nazl Staudacher stand hinter ihr.

„Grüß Dich Gott, Nordl!“

„Hab' mir's denkt, daß Du noch kommen wirst“, antwortete sie errötend.

„Bin in der „Krone“ zukehr und hab' Deine Mutter gesprochen. Die sagte mir, daß Du allein heroben bist und die Furcht —“

„Also um mich bist Du kommen“, entfuhr es ihr, „nicht um —“

Er verstand sie. „Die Toten tuen niemand ein Leid, aber die Lebenden sind gefährlich. Ich sah den Hias drüben um die Kirche schleichen“, er stockte, „und dann ist's ja der Moidl ihr Todestag.“

Das Mädchen sah ihn mit ernstern Augen an. „Sie ist Dein Unglück gewesen, Nazl. Hast Du ihr wirklich von Herzen vergeben?“

„I hab' ihr nie gezürnt. Sie war ein Weib und schwach. Daß ich ihr nachgab, war meine Schuld. Von den Toten soll man nichts Schlechtes reden.“

„Wie gut Du bist!“ Sie legte ihre Hand in seine zum Gruße dargebotene Rechte. So standen sie eine Weile und während sie stumm zu Boden sah, betrachtete er sie mit warmen Blicken. Er hatte ihr ja nicht die Wahrheit gesagt, warum er so spät noch heraufgestiegen. Längst wußte er es, daß ihn vor Jahren nur eine



flüchtige Leidenschaft verblendet, daß er im tiefsten Herzen doch immer nur die stille, bescheidene, sanfte Kordl geliebt, und heute noch sollte die Entscheidung fallen.

Über dem Friedhof begann ein frostiges Zwielficht zu grauen, über dem der Himmel sich in Rosa, Violett und zuletzt in kalten Azur abtönte. Nur um den Gipfel der Basilika lag noch ein wunderbares, phosphoreszierendes Leuchten wie ein Abglanz aus fernher unbekannter Welt.

„Die Sonne is hinunter, 's wird Zeit, daß i heimkomm“, sagte das Mädchen, ihre Hand aus der seinen ziehend, „die Mutter wird schon zurück sein und mit dem Abendbrot warten.“

„Es muß ein Glück sein, wenn man noch Menschen um sich hat, die einen lieb haben“, meinte er traurig. „Aber kann's denn immer so bleiben, willst denn Dein

ganzes Leben da drunt in der kleinen Hütt'n bei Mutter und Bruder zubringen?“

„'s wird bald ein Ende haben. Die Mutter tut si leichter mit dem Nidl allein. A Esser ist zu viel bei uns, i muß fort.“

Aber Nazls Gesicht zuckte es wie ein Wiederschein jähler Freude. Wollte sie selbst aussprechen, was er nicht zu sagen wagte.

„Fort?“ wiederholte er, „is 's wahr, versteh' i Di recht, fort in ein neues, trauliches Heim, wo Du leben und arbeiten kannst für einen, der Dich wahrhaft liebt —“

„Ich will um seine Liebe beten Tag und Nacht —“

Der Jubel, der ihn eben noch erfüllt, erstidte jäh bei ihren seltsamen Worten. „Kordl, von wem sprichst Du?“

„Von meinem himmlischen Bräutigam“, klang es ernst.

Er schlug die Hände vor das Gesicht. „Du — Du willst ins Kloster? Nein so grausam kannst Du nicht sein. Jetzt muß ich Dir's sagen, daß Du mir all mein Glück zerstörst. Ich habe mir's so selig denkt, wenn Du, wenn wir —“

„Red net weiter, Nazl“, unterbrach sie ihn, schwer atmend. „Ich weiß, was Du sagen willst. Aber es tut la Gut net. Die irdische Liebe ist nicht mein Teil. Ein Traum hat mir alles gesagt. Ein böser Teufel stürzte Dich hohnlachend die Felsen hinab, — ich sah Dich blutend, zerfahret liegen, um meinewillen.

Das war gräßlich. Nein, laß ab von mir, i will De Unglück net sein.“

In Nazls bärtigem Gesicht zuckte es kramphast, ein argwöhnischer Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Begen dem brauchst nit ins Kloster, Kordl. I hab' nur einen Feind, und den fürcht' i net. Aber wenn's wahr wär, — daß Du den Madlener Hias — gem siehst —“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über des Mädchens Züge. „Wird' i alsdann der Welt entfagen wollen? Nein, nein, schon lang hab' i meine Base, die vom Seebacher, beneid't um den himmlischen Frieden der Seele, den sie drüben in Zams bei den barmherzigen Schwestern gefunden.“

„Wenn's zu Deinem Heil is“, sagte er in tiefer Niedergeschlagenheit und doch durch ihre Worte beruhigt, „wenn's Di glücklich machen kann, nacha muß i verzicht'n, aba vergess' i kann i Di nie net, Kordl.“

„Die Zeit heilt alle Wunden“, sagte sie, ihm mit gesenktem Blicke die Hand reichend. „Und nun laß mi geh'n.“

Ein Geräusch, das hinter der Mauer vernommen, hatte sie erschreckt. Rasch wandte sie sich ab und schritt aus dem Friedhof. Als sie aber eine Weile gegen Gurtipohl zugegangen war, tönnten elliptische Schritte hinter ihr.

„Kordl, ich hab' a Wort mit Dir zu reden!“

Ihre bange Ahnung hatte sich bestätigt. Es war der Madlener Hias, der sich

hinter der Friedhofmauer verborgen haben mußte. Erblässend blieb sie stehen.

„Was willst von mir?“ fragte sie in kaltem Tone.

„Sell weist ja, Kordl! Ich hab' all's gehört, was Du zum Nazl g'red't hast. Wenn's so ist, wenn Du nit dran denkst, die seine zu werden, vergönn i ihm 's Leben. Aber dös mit dem Kloster, dös kann De Ernst net sein —“

„Es ist mein fester Wille“, unterbrach sie ihn, vor einem Wegkreuz stehen bleibend. „Wenn Du Liebe willst, such' sie bei dem.“ Sie deutete mit der Hand auf den blutigen Leib des Erlösers. „Er wird sie Dir nicht versagen. Und ihm allein gehö'r ich fortan.“

Der Hias lachte wild und bitter auf. „Geh' mit dem! — Der kann mir nit helfen, — mir Du, Kordl, Du, — Du kannst mi zu an ehrlichen, braven Menschen machen —“



„Was willst von mir“, fragte sie in kaltem Tone.

„I mag net“, sagte sie verächtlich, „Du bist's net wert.“

Er ballte wütend die Fäuste.

„So verachtest du mich um den toten Gott?“ —

„Trevle nicht, Hias! Gott ist lebendig und läßt seiner nicht spotten. Denk an meine Worte, wenn Deine Stunde kommt.“ Und mit einem letzten vertrauenden Blick auf den Gekreuzigten schritt sie davon.

Von Gashurn her wurden Stimmen laut. Hias wagte nicht, ihr weiter zu folgen. Mit einem Fluche warf er sich in das dichte Gebüsch zur Seite der schmalen Straße und zog, finster brütend, die gefüllte Flasche aus dem Janker, um sich zu betäuben. — —

III.

Wenn Nordl bei dem sie so beseligenden und zugleich schmerzenden Geständnis Nazls einen Augenblick schwankend gewesen, ob sie ihren Entschluß ausführen sollte, so gab es nach der

Unterredung mit dem Madlener-Hias keinen Zweifel mehr für sie. Von dem rachsüchtigen Menschen war das Schlimmste zu erwarten. Von dem Tage an, wo sie Staudachers Weib wurde, war der Gatte seines Lebens nicht mehr sicher. Die höchste Liebe bewies sich im Entfagen und die ihre war so tief und heilig, daß sie ihr dies größte Opfer bringen mußte. Ehe der Sommer zu Ende ging, sollte es geschehen. Längst schon hatte sie mit dem Kurat von Gashurn gesprochen und wußte, daß man im Kloster sie liebevoll aufnehmen würde. Nun war

der letzte Tag in der Heimat gekommen. Am folgenden Morgen wollte sie über das Ganerajoch hinaus nach Klosters und von dort über den Arlberg ihrem letzten Erdenziele zu wandern. Von dem Madlener-Hias hatte sie nichts mehr gesehen und gehört, er schien das Spiel verloren gegeben zu haben, und doch war es ihr immer, als belauere er heimlich jeden ihrer Schritte, als drohe von seiner Seite noch irgend eine unbekannt Gefahr. Es war schon Abend geworden, als sie dem mitten im Tale auf rundem Hügel gelegenen Kirchlein von Maria-Schnee zuschritt, um von der Stätte, wo sie oft als Kind gebetet, Abschied zu nehmen. Das Gotteshaus war leer und es drängte sie, der lieben Heiligen noch einmal ihr ganzes Herz auszuschütten, auf dem es wie die dunkle Last eines Geheimnisses lag. —

Aber hinter ihr drein glitt es stumm und finster wie der Schatten des Verhängnisses. Es war der

Madlener-Hias, der, vom Essigwirt in Parthenen kommend, wieder ins Ganeratal emporsteigen wollte. Schon von ferne hatte er Nordl gesehen und war ihr unbemerkt hinter den Büschen der Straße entlang nachgeschlichen. Unbeweglich blieb er in der Nähe der Tür hinter einem Pfeiler stehen, dessen breite Steinmasse ihn den Blicken des Mädchens verdeckte.

Ahnungslos überließ sich Nordl ihrem Seelenschmerz. Anfangs nur wie im Traume vor sich hing gesprochen, wurden die Worte der Knieenden lauter und lauter.

„Heilige Jungfrau!“ flehte sie mit gerungenen Händen, während ihr Tränen über die bleichen Wangen tannen, „o gib mir Kraft, es zu vollenden! Zürne mir nicht, daß es um seinem willen ist, daß ich dem Himmel gehören will, weil ich dem Erdenglück entfagen muß. Du hast mir's ja ins Herz gegeben, daß ich ihn lieben muß. Drum laß mich ihn retten. Um meiner willen bedroht ein tödlicher Bösewicht sein Leben. Gewähre dem Nazl Deinen heiligen Schutz und nimm dafür mein Glück und meine Lieb' zum Opfer!“

Ein Geräusch hinter ihr ließ sie betroffen auffahren. Es klang wie ein halbersticker Fluch, der den Frieden der heiligen Stätte entweihte. Schwere, taumelnde Schritte, die sich rasch nach außen entfernten, wurden hörbar, und als Nordl sich umwandte, fiel die Tür dröhnend ins Schloß. Sie erschrad in dem Bewußtsein, allzulaut gebetet zu haben. Doch was tat es, wenn irgend ein Fremder sie belauschte? In wenigen Stunden lag ja die Welt überwunden hinter ihr! — —

Außer sich vor Zorn und Wut hatte der Madlener Hias die Kirche von Maria Schnee verlassen. Nun wußte er alles. Belogen war er und betrogen! Sie liebte den Nazl dennoch und diese Liebe trieb sie ins Kloster. Seine Faust ballte sich in finstern Grimme. Ah — sie sollte sich verrechnet haben! Jetzt mußte der Staudacher sterben! Sie aber sollte dennoch die seine werden, selbst wenn nur Gewalt ihn zum Ziele führte. Die Seele voll düsterer Nachgedanken schritt er in die Nacht hinaus. Schon lagen die braunen Holzhäuschen der Maisassen von Ganau, die nur im Vorfrühling bezogenen Almen, hinter ihm, schon stieg er jenseits der einsamen, seit der letzten Wasserkatastrophe fast ruinenartigen Höfe von Danterauens empor, über denen sich jetzt wieder friedlich und still das Wasser-



„Heilige Jungfrau!“ flehte sie mit gerungenen Händen.

beden des kleinen Sees im träumerischen Glanz des aufsteigenden Mondes ausbreitete. Mit dem Ausdruck befriedigter Nachgiebigkeit blickte der Hias zu dem leuchtenden Nachtgestirn hinauf. Es war heute sein Freund, der seinen höllischen Plan begünstigte.

Aus dem schwarzgrünen Tannenschatten abbiegend, stieg er über rauhe Trümmerhalden zur linken Talseite hinüber, wo turmartige Felsblöcke und Klippen zwischen einzelnen Wald- und Sträuchergruppen das Rasenkleid durchbrachen und die kleinen düsteren Borgen oder Heuhütten immer zahlreicher wurden. Er hatte jene Gegend betreten, die das Ganeratal zum eigentlichen Paradies der Wildheuer macht, ein Paradies freilich, das der Teufel zur Qual armer, mühseliger und beladener Menschenkinder erschaffen zu haben scheint.

Tagelange Wege oft, stundenlange Arbeit braucht es, um ein armseliges Bündel Heu zu gewinnen. Und welch' eine Arbeit! — Aneisen können sich nicht emsiger mühen, als hier der Mensch, um nahe den Grenzen der Vegetation noch einen winzigen Nutzen für seine Wirtschaft zu ziehen. Auf Felsriffen und abschüssigen Vorsprüngen wächst das nahrhafte Wildgras, das die Wildheuer schneiden, trocknen und heimtschaffen für ihr eigenes Vieh oder zum Verkauf. Täglich müssen sie ihre gesunden Glieder aufs Spiel setzen und der Tod ist ihr steter Begleiter. Und doch lieben auch sie ihr fürchterliches Handwerk, das wie die Gamsjagd durch 100 Gefahren lockt und reizt. So erbt es sich als Beruf in ganzen Familien fort, und kaum ist das erste Gras gewachsen, so zieht der Wildheuer mit den Seinen, denn auch Frau und Kinder helfen bei der Arbeit, in eine hochgelegene Hütte hinauf.

Das Wildheu ist nur an solchen Talhängen zu finden, die für den Viehtrieb zu steil und gefährlich sind. Wo man das Leben der Tiere nicht mehr aufs Spiel setzen mag, da wagt der Mensch sein eigenes. Die grasbewachsenen Stellen müssen zunächst geräumt, das heißt von den darauf gefallenen Steinen gesäubert werden, eine Arbeit, die meistens den Frauen zufällt. Oft sind die Plätze so steil und abschüssig, daß der Wildheuer nur, an ein Seil gebunden, das kurze, würrige Gras zu mähen vermag. Ist das Heu an Ort und Stelle getrocknet, so beginnt nach einigen Tagen das mühsame und gefährliche Hinabschaffen nach den

nächsten Borgen. Der Wildheuer trägt seine schwere Last in einem Netz von Stricken auf Kopf und Nacken, oft aber muß er sie über Felsen an eine besser zugängliche Stelle hinabwerfen, um den Weitertransport zu ermöglichen. In den Borgen, jenen aus Rundstämmen roh gezimmerten Scheunen, die großen vogelförmigen gleich durch ihre gitterartigen Wände der Luft freien Zutritt gewähren, und die oft auf turmartigen Klippen erbaut oder an scheinbar unnahbare Faden geklebt sind, bleibt das gewonnene Wildheu bis zum Herbst und Winter liegen. Dann erst schafft man es, in große Bündel verpackt, schleifend oder auf Schlitten zu Tal, und manchen, den bei der schweren Arbeit des Sommers Kraft und Gewandtheit aus allen Gefahren erretteten, ereilt bei dem waghalsigen Schlittentransport über steile Halden, wenn er die Lenkung verliert und mit dem saufenden Fuhrwerk an Bäume- und Felsen schmettert, noch ein jäher Tod.

Der Madlener Hias gehörte zu den erwegensten Wildheuern im Ganeratal. Er kannte jede schmale Terrasse, jedes schwindlige Grasband und wo kein anderer hinkam, wußte er noch etwas zu finden. Doch sein jetziger Gang durch die mondhelle Nacht galt anderem Zwecke als dem armseligen Gewinn. Immer wieder stehend bleibend und sich orientierend, strebte er der Stelle zu, wo er am Morgen, da er nach Pathrenen hinabgestiegen, den Staudacher Nazl hatte arbeiten sehen. Es war eine geräumige Platte, die abschüssig wie das Dach eines Hauses über das Tal hinaus sprang und das saftigste Wildheu trug. Um das Gras auf dieser furchtbar steil abfallenden Halde schneiden zu können, hatte



Er kannte jede schmale Terrasse, jedes schmale Grasband.

der Wildheuer, wie Hias erpährt, ein paar Pflöcke eingeschlagen, zwischen denselben ein Seil gespannt, denn frei zu stehen und die Sense zu schwingen war, ohne durch die Bewegung das Gleichgewicht zu verlieren, unmöglich. Der am Vormittag eingefallene Regen hatte den Nazl verhindert, seine Arbeit zu vollenden; ohne Zweifel würde er sie am nächsten Morgen fortsetzen. Mit dem wilden Lachen eines höllischen Triumphes zog Hias sein griffstestes Messer aus der Scheide, hielt sich mit der Linken am vorspringenden Felsen und senkte die scharfe Klinge behutsam in das straffe, starke Seil. Nur zur Hälfte schnitt er es durch, knüpfte die getrennten Fasern lose wieder zusammen und rieb sie mit feuchter Erde ein. Nur ein argwöhnisch suchendes Auge hätte die Beschädigung zu entdecken

vermocht. Als Hias sein teuflisches Werk vollendet, kletterte er vorsichtig wie er gekommen über das schmale Felsband zurück, bis zu einer erst zur Hälfte gefüllten Heubarge empor. Hier, wo er auf den eben verlassenen Platz herabsehen konnte, wollte er die Nacht verbringen, um am Morgen das Gelingen seiner finsternen Rache tat zu erwarten. —

IV.

Hoch droben am Maderneuer Jöchl erwachte der Tag. Eine graue Helle breitete sich über den weiten Himmel und nahm im Osten eine rötlichgelbe Färbung an. Wie dunkle Wolken, deren zackige Säume sich leise röteten, ragten die Berge mit ihren Klüften, Türmen und Zinnen in den wachsenden Lichtkreis. In der Tiefe des grasreichen Gonschettatals brütete noch undurchdringlich schwarze Nacht, während der wolkenreine Äther sich in Purpur kleidete und ein rosigter Hauch über die wunderlichen Nadeln und Zacken des Falgragis hinglitt und das breite weißliche Wandmassiv des Hochmaderer mit rubinfarbenem Schein übergoß.

Die Tür der niedrigen, mit schweren Steinen gedeckten, wetterbraunen Hütte öffnete sich und Nazl Staudacher, das Heunez auf dem Rücken, die Steigeisen umgehängt und die blanke Sense über der Schulter, trat heraus. Ein müder, trauriger Ausdruck lag auf dem rauhen, doch gutmütig freundlichen Gesicht des schwarzbärtigen Mannes. Das Dasein freute ihn nicht mehr, seit seine letzte Hoffnung auf konnte sich die besten Glück vernichtet war. Nur mechanisch, weil Gott es so verlangte, führte er sein Leben weiter, aber er suchte bei seiner Arbeit jede Gefahr, die andere zurückschreckte, und lag mit Todesverachtung seinem Berufe ob.

Jetzt war die Zeit, da Nordl Abschied von der Welt nehmen wollte. Vielleicht schon heute oder morgen nahmen die Klostermauern von Zams sie für immer auf. Konnte sie wirklich gehen, ohne ihm noch ein letztes Wort gegönnt zu haben? Er wollte nicht daran denken, nur vergessen, — vergessen. —

Die letzte schwere Müdigkeit sich aus den Augen wischend, blickte er nach Osten. Dort blitzte es auf, ein kleiner goldener Funken, der sich zitternd erweiterte und dann gleich einer Flamme auflobernd, zu einem großen, hellen Leuchten ward. Die Nebel, die unter dem erwachten Morgenwind im Ganeratal noch durcheinanderwogten, färbten sich in allen Tönen

vom dunklen Schwarz bis zum tiefsten Violett, der goldene Funke ward zu Silber, der Himmel verklärte sich zu reinem Blau und wie ein funkelnder Schild stieg die Sonnenscheibe über der majestätischen Alpenwelt herauf.

Das war die rechte Zeit. Wer frühe daran war, konnte sich die besten Wildheupläze suchen und nach uraltem Rechte als erster davon Besitz nehmen. Ferne Jodler, mit denen die Wildheuer sich zuriefen, sagten ihm, daß auch andere schon an der Arbeit waren. Vor dem Marterl, das, neben der Hütte errichtet, in urwüchsiger Malerei die Moidl zeigte, wie sie, vom Blitz erschlagen, am Boden lag, blieb er einen Augenblick stehen und faltete die Hände zu kurzem Gebet. Dann schritt er rüstig von dannen.

Auf dem Rückweg von der Stelle, wo er gestern gemäht und das Seil gespannt, hatte er noch ein paar andere gute Grasplätze entdeckt. Die sollten zunächst geschnitten werden, und bald stand er auf dem rissartigen Vorsprung einer Felswand, den sonst nur das weidende Grattier zu betreten wagte. In eintönigem Takte begann er das Eisen zu dengeln und zu schärfen, dann schwang er es im Bogen hinaus und das vom Morgentau perlende Wildgras sank zischend unter der Sense. Berauschend stieg der Duft des jungen Heus zu ihm empor, seinen Eifer erfreuend und belebend, doch plötzlich stockte er mitten im rüstigen Schaffen. Angestrengt spähte er auf den Steig hinab, der von der Ganera-Alm sich gegen das Joch emporzog. Bei Gott, er täuschte sich nicht. Der einsame Wanderer, der dort heraufkam, war ein Mädchen, die Nordl war es, die gegen die verfluchte Alm hinausstieg! — Um Abschied zu nehmen — fuhr es ihm durch den Sinn. Aber die Freude, sie noch einmal zu sehen, überwog doch den Schmerz des Gedankens und machte sich in einem lauten Zuchzer Luft.

Die helle Stimme der Näherkommenden erwiderte ihn. Da hielt es Nazl nicht mehr, er ließ das geschnittene Gras liegen, schulterte die Sense und sprang behend über die Felsen hinab. Nach wenigen Minuten stand er vor ihr und streckte ihr beide Hände entgegen. „Nordl, Du bist noch gekommen!“

„Zum letzten Male, auf dem Wege nach Zams. Aber ich nahm den Weg über Klosters, um Dich noch einmal zu sehen, Dir für immer Lebewohl zu sagen.“



„Ach, Nordl —“, seine Stimme bebte, nur mühsam brachte er die Worte hervor: „Muß es denn wirklich sein?“ —

„Es muß“, sprach sie mit mühsam verhaltener Bewegung. „Aber laß uns in dieser letzten Stunde nicht traurig sein. So schön ist's, hier oben in Licht und Sonne zu schaffern — und ich werde das alles nie mehr sehen. Noch einmal möcht' ich Dir helfen wie im letzten Sommer —“

„Nordl, das wolltest?“ rief er. „D, i weiß einen schönen Platz. Gestern war i schon dort. Das Gras ist erst zur Hälfte geschnitten. Ein bißel schwindlig ist's, — aber i hab ein Seil gespannt und Du fürchtest Di ja net. Komm, i führ Dich hin.“

Schweigend folgte sie ihm. — —

Droben in der Heubarge lauerte schon seit einer Stunde der Madlener-Hias auf das Opfer seiner Tücke.

Eine bange Befürchtung, daß der Nazl heute nicht kommen und sein schwarzer Plan vereitelt werde, stieg in ihm auf. Das Warten wurde ihm langweilig, verdrossen warf er sich aufs Heu und starrte in den sonnigen Himmel, als plötzlich Stimmen aus der Tiefe heraufschallten. Ha, was war das! Der Platz da drunten war nicht mehr leer, — der Nazl eingetroffen, aber der Böse wollte ihm das Spiel verderben! Auf der Platte stand die Nordl, mit der Hand leicht auf das verhängnisvolle Seil sich stützend, und schaute dem Manne zu, der, an den Felsen gelehnt, die Steigeisen anlegte und sich zur Arbeit rüstete. Hölle und Teufel, sollte es so ausgehen! Wenn das Seil jetzt riß, so stürzte nicht der Verhaftete, nein, das Mädchen, für das ihn eine wilde Raserei erfüllte, das er sich um jeden Preis zu erringen geschworen, in die Tiefe. Wütend über den Streich, den ihm das Schicksal spielte, sprang er auf und fluchte mit knirschenden Zähnen. Er mußte hinab, ohne Besinnen, um das Ungewollte zu verhüten.

Auf die Sense gelehnt, schöpfte der Wildheuer Atem, ehe er mit der Arbeit begann. Nordl wollte ihm Platz machen und ließ das Seil, auf das sie sich nur leicht gestützt, los. Aber plötzlich stieß sie einen Schrei angstvoller Überraschung aus. Aus dem Fels-

gewänd über ihnen schwang sich die dunkle Gestalt eines Menschen auf die schräge Platte herab und blieb leuchtend vor ihr stehen.

„Was willst hier, Hias?“ fragte Nazl in drohendem Tone, als er den dreisten Eindringling erkannte.

„Heuen will i.“

„Siehst net, daß schon einer da ist. Wirßt wohl wissen, was Sitte und Brauch ist.“

Dem Hias begann das Blut zu kochen. Der Nordl drohte für den Augenblick keine Gefahr mehr und ihr Anblick entflammte ihn zu rasender Wut gegen den glücklichen Nebenbuhler. Noch war sie nicht im Kloster und ohne Nazl rettungslos in seiner Gewalt. Er wollte sie besitzen oder sterben. Ein Kampf auf Tod und Leben war unvermeidlich.

„Ich lache darüber“, rief er höhniisch. „Recht in der Welt hat nur der Stärkere. Ich will's behaupten.“

An andern Brauch gib's für mi net.“

„Nur Trunkene oder Narren können so reden“, entgegnete Nazl um Nordl's willen mit erzwungener Ruhe, — „wenn einer das Wildgras angeschnitten hat, so gehört es ihm.“

„Ich will Dir's zeigen, ob i trunken bin!“ schrie der Madlener Hias aufersich und wollte sich mit geballter Faust auf seinen Gegner stürzen. Der aber warf die Sense weg und packte seinen Arm.

„Jesus Maria, erbatn't's euch“, schrie Nordl auf, „sie bringen einander um!“

Mit verzweifelter Kraft suchte sie den Rasenden zurückzureißen. Aber schon hatte Nazl, der mit den Steigeisen fester stand, den Angreifer gewalt-

niedergedrückt. Der Hias glitt stuchend aus, fiel auf die Knie und der Sieger setzte ihm den schweren Nagelschuh auf die Brust.

„Wenn Du versprichst, in Frieden fortzugehen, so laß i Di los.“

Der Unterlegene knirschte mit den Zähnen und ächzte vor Wut.

„Niemals! Einer von uns zwei muß hin werden!“ Und plötzlich, wie ein grimmiger Tiger emporstöhnend, riß er den anderen über sich hin.

Nordl rang in Verzweiflung die Hände. „Heilige Mutter Gottes, — ihr kommt's dem Abgrund zu nah!“



„Ich will Dir's zeigen, ob i trunken bin!“

Einen Augenblick wälzten sich die erzürnten Männer auf der abschüssigen Platte, dann stützte sich Hias aufs Knie und griff nach dem Messer. Doch blitzschnell hatte auch Nazl sich aufgerafft und die Faust vorstreckend verfehlte er dem anderen einen wuchtigen Stoß gegen die Brust.

Der Betroffene taumelte, das Messer entfiel ihm, laßend griff er instinktiv nach dem einzigen, sich bietenden Halt. Da ein Ruck, das Seil riß mitten auseinander und während Kordl und Nazl in jähem Schrecken laut aufschrien, schoß er kopfüber in die furchtbare Tiefe.

„Allmächtiger, habe Dank, Du bist gerettet!“ rief das bebende Mädchen.

„Der sieht die Sonne nimmer“, sagte der Wildheuer, der sich, schwer atmend, an den Felsen klammerte, um nicht zu fallen. „Das Seil gerissen, wie ist das möglich, es war ganz neu und trug den stärksten Mann!“

Eine furchtbare Ahnung fuhr durch Kordls Kopf. „Hat's der Hias gewußt, daß Du heute hier schneiden wolltest?“ stieß sie hervor.

„Wohl möglich. — Ich sah ihn gestern hier in der Nähe vorübergehen, als ich die Stecken einschlug. Aber Du willst doch nicht sagen —“

„Daß er zu Nacht das Seil durchschnitten hat, um Dich dem sicheren Tod zu überliefern! Mein Gott, jetzt begreife ich alles! Er war es, der mich gestern in der Kirche zu Maria Schnee belauschte. Er hörte mein Gebet, er erfuhr, daß ich Dich liebe, daß ich um Deinetwillen ins Kloster —“

„Was red'st da, Kordl, um meinetwillen?“

In erstaunender Verwunderung starrte Nazl das errötend stockende Mädchen an.

Da legte sie plötzlich, mit der Linken an dem eingeschlagenen Pflock sich haltend, den rechten Arm um

seinen Hals und ein heißer Kuß brannte auf seinen Lippen.

„Jetzt sollst, jetzt darfst Du alles wissen. Er hat Dir den Tod geschworen, wenn ich die Deine würde. Um Dich zu retten vor seiner Rache, wollte ich für immer dem Glück entsagen, denn ich schuldete Dir das Leben meines Bruders.“

„Darum, Kordl, darum? So liebst mich wirklich!“ jubelte er auf. „Und jetzt, jetzt willst nicht mehr Dein junges Leben im Kloster begraben?“

„Jetzt ist das Opfer nicht mehr nötig, jetzt will ich —“

„Bei mir bleiben, als mein liebes, liebes Weib? O Kordl, ist's denn möglich, ist's Wahrheit, himmlische, selige Wahrheit?“

„Gott, der gerichtet und geholfen hat, wird mir's verzeihen, daß ich zu schwach bin, der Liebe, dem Glücke zu entsagen. Noch hab' ich ja kein Gelübde getan und auch an Deiner Seite kann ich ihm dienen mit Beten und Arbeiten —“

„Ja, ja, das wollen wir. Der Himmel wird uns weiter helfen, so arm wir sind. Es war ein trockener Sommer und das spärlich gewachsene Wildheu steht heuer hoch im Preise. Für den Anfang kommen wir schon durch.“

„Und in Zukunft auch. Unseres Himmelvaters Wille ist es, die Menschen glücklich zu sehen, und wer einen anderen beglücken kann, ist selbst gesegnet.“

„Ja, Kordl, jetzt weiß ich's, Du wirst den Segen bringen auf die verfluchte Alm. Die Einsamkeit eines Glücklosen, die mich da oben bedrückte, das war der einzige Fluch, der auf der Marter-Alm lastete. Du wirst ihn lösen, Kordl!“

Das Mädchen blickte dankbar und innig nach oben.

„Das walle Gott, der alles Böse zum Guten wendet. Sei er auch der Seele des armen Sünders gnädig, der da drunten zerschmettert liegt!“ —

Humoristisches.

Ein Bauchredner betrat einen Gasthof nur mit einer Mark in der Tasche, doch mit einem Hunde, der ihm folgte. — „Was wünschen Sie?“, fragte der Gastwirt, — „... ich möchte einen kleinen Cognat“, antwortete der Bauchredner, und wendete sich darauf an seinen Hund mit der Frage: „Und was möchtest Du den haben?“ — „Ich... am liebsten ein Bröddchen mit Schinken“, erklang die Antwort. — Der Gastwirt war vor Erstaunen einen Augenblick sprachlos und starrte den Hund verwundert an. — „Was sagtest du?“ fragte er. — „Ich sagte: ein Bröddchen mit Schinken.“ — Auf den Gastwirt machte die unerhörte Erscheinung eines sprechenden Hundes einen so tiefen Eindruck, daß er sich schließlich erbot, das Wundertier zu

kaufen. — „Oh“, erklärte der Bauchredner, „der ist mir um keinen Preis feil; doch wenn Sie mir auf kurze Zeit 100 Mark leihen wollen, will ich den Hund da lassen, bis ich das Geld wiederbringe.“ — In der Meinung, seinen, Gästen und Nachbarn eine außergewöhnliche Unterhaltung zu bieten, ging der Wirt ohne Widerrede darauf ein und zahlte das Geld aus. Als der Bauchredner schon weggehen wollte, drehte er sich noch einmal um und streichelte den Hund über den Nacken. — „Nun, leb wohl, Hektor“, sagte er, „ich werde bald wiederkommen.“ — „Das ist eine Gemeinheit, mich für lumpige 100 Mark zu verkaufen, nach allem, was ich für euch getan habe!“, antwortete der Hund. „So lang ich lebe, soll's mir aber auch nie wieder einfallen, ein Wort zu sprechen!“ — Damit hat er denn auch Wort gehalten.

Der weiße Kreuzschnabel.

Eine Geschichte aus den Bergen von Franz Wichmann.

Du sollst dir kein Bildnis, noch irgend ein Gleichnis machen, steht geschrieben. Aber die naiven Dorfmalerei nehmen es nicht so genau. Sie können sich das Göttliche nur in Menschengestalt denken und vorstellen.

Ich mußte ganz unwillkürlich lächeln, als ich auf dem Marterl das Auge Gottes erblickte. Ein großes, blaues Menschenauge, weit aufgerissen, zürnend, drohend zugleich, in der Mitte eines grauen, rot umrandeten Dreiecks, von dem nach allen Seiten goldene Sonnenstrahlen hervorschossen. Das Ganze umgab ein Kranz von weißlichen Wolken, die mächtigen runden Knödeln glichen.

Aber das war nur der obere Teil der Tafel, dann kam das eigentliche Bild, obwohl in Wind und Wetter verblaßt, doch immer noch grell in den Farben. Mit einiger Phantasie ließ sich die Gegend heraus erkennen, in der ich mich befand. Unten brauner Grund, rechts und links ein krauses, grasgrünes Waldgebirge mit steifen Tannen wie aus einer Spielzeugschachtel. Die Mitte nahmen weiße Felsen ein, zwischen denen ein blauer Wasserfall niederstürzte. Links von demselben — bei dem Mangel jeder Perspektive scheinbar auf den Wipfeln der Fichten — lag auf dem Gesicht der Unglückliche, dem das schlichte Denkmal gesetzt war, und über seinem Haupte schwebte ein schwarzes Kreuz, ein Zeichen des Martyriums. Es mußte wohl ein reicher Bauer gewesen sein, denn der Maler hatte eher einen Salontiroler als einen schlichten Landmann dargestellt. Die blendend weißen Wadenstrümpfe, die blank gewichsten Schuhe, der grüne Rucksack, der braune Bergstod und der federgeschmückte Hut — das alles sah aus, als ob es eben erst aus dem feinsten Kleiderladen der Hauptstadt bezogen sei.

Mein Blick fiel auf die Erklärung des Vorfalles:

„Unverhofft durch ruchlose Hand verunglückte der ehrsame Jüngling Blasius Bärenhofer, Achbauernsohn in Steinfischen, siebendwanzig Jahre alt, den 16. Juni 1885. R. J. P.“

Jetzt entdeckte ich auch den Mörder an einem Baumstumpf rechts vom Wasserfall. In grau-braunem Anzug, dem Beschauer den Rücken zuwendend, legte er die Büchse an. Aber die ganze Gestalt war so un-

deutlich und verschwommen gehalten, daß man sie kaum bemerkte. Das mochte wohl Absicht und der Maler um ein Vorbild verlegen gewesen sein, denn unter dieser Seite des Bildes standen zwei Verse:

„Gottes Aug ist es, das alles sieht,
Auch was noch so geheim geschieht!“

Ich war schon weitergegangen, als ich trotz des strömenden Regens nochmals bis an die kleine Brücke über den Mattenbach zurückkehrte. Es war grade, als ziehe mich eine geheime, rätselhafte Macht dorthin. Sie bestand wohl in dem Eindruck des schlichten Spruches, der mir nicht aus dem Sinn wollte. Daß Gott die Tat gesehen, konnte ja kein gläubiges Gemüt bezweifeln. — Aber hatten auch die Menschen die Wahrheit erfahren oder war das vergossene Blut auf Erden ungefühnt geblieben? — Die Frage hatte einen eigen schauerlichen Reiz für mich, den die Umgebung der Mordstätte noch erhöhte. Mit welcher Scheu mochte der Aberglaube in grauer Dämmerung an dieser, den Abfluß des Wasserfalls überspannenden Todesbrücke vorüber-schleichen! Denn anders konnte ich sie nicht nennen. Hatte doch das Unglück hier eine förmliche Ansiedelung errichtet. Über der beschriebenen waren noch vier weitere Martertafeln an der Felswand angebracht. Im Wasser, beim Holzfällen, mit Sturz und Schlaganfall hatte sich der unfättliche Tod seine Opfer geholt. Aber das, welches mich am meisten von den traurigen Geschehnissen interessierte, was einen ganzen Roman zu erzählen schien, blieb doch die Bluttat, denn mit wundervollen Stimmen spricht der Mord!

Tannen und Ahorn in düsterer Verschlingung wölbten sich über der mit den Unglücksbildern verzierten Felswand. Unter ihrem schwarzgrünen Dache stand oben ein braunes Holzkreuz mit weißem Christusleibe und unter seinen blutenden Füßen eine Madonna in himmelblauem Gewande.

Es fröstelte mich. Kein Wunder bei dem abscheulichen Wetter, das seit Stunden herrschte! Mein Mantel hatte längst auf seinen Ruhm, wasserdicht zu sein, verzichtet. Und dabei lagen noch fünfzehn Kilometer vor mir bis Achenstein, von wo ich andern Tags in der



Es war gerade, als zerrte mich eine geheime, rätselhafte Macht dorthin.

Frühe den Geigerfelsen besteigen wollt. Unter diesen Verhältnissen freilich war es Torheit, noch daran zu denken. Das einzig Vernünftige schien, die erste beste Unterkunft die sich am Wege bot, zu benützen, auszuruhen und wieder trocken zu werden.

Eine unendlich schwermütige, tottraurige Einsamkeit lastete über dem engen Felsental der Steinache. dessen grüne Waldwände von den tief herabhängenden wassergeschwängerten Nebelwolken wie mit einem grauen Bahrtuch bedeckt waren. Diese lichtarme Farblosigkeit der Natur stumpfte Geist und Sinne so sehr ab, daß ich beim ersten Passiren der Brücke nicht einmal den einzelnen, etwas zurückgelegenen Bauernhof bemerkt hatte, der nahe dem Wasserfall an die schroffe Bergwand sich schmiegte. Dort war auf jeden Fall Näheres über die Mordtat, die ja erst sechs Jahre zurücklag, zu erfahren. Ent-

schlossen schritt ich auf das langgestreckte Gebäude mit seinen wenigen niederen Fenstern und der grauen hochtorigen Scheuer zu, das still und düster, wie über einem Geheimnis brütend, da lag. Einen Trunk Milch oder Wasser würde man mir nicht versagen und auf alle Fälle konnte ich nach dem Wege fragen.

Wie ich näher kam, war es mir, als blicke durch eine der blinden Scheiben ein fahles Menschenge- sicht mit großen irren Augen, die glanzlos und todtenstaarn meine Schritte verfolgten. Aber im nächsten Augenblick schon war das unheimliche Bild verschwunden. Es mußte nur eine Erscheinung gewesen sein, die meine erregte Phantasi mi, vorgegaukelt hatte.

Da sich nirgends ein Mensch zeigte, wollte ich direkt in das Innere des Hauses dringen. Aber die Haustür ließ sich nicht öffnen. Sie schien indessen nicht verschlossen zu sein, denn sobald ich den Drücker in die Hand nahm und mich gegen die Füllung lehnte, wich sie ein wenig, als stemme sich von innen etwas dawider, um mir den Eintritt zu verwehren.

Auf mein Pochen und Rufen hörte niemand und die Sache wurde mir unbehaglich. Ich zog es vor, den Rückzug anzutreten. Kaum aber ließ ich von der ungasflichen Türe ab, als sie nach innen aufflog und ein menschliches Wesen mit einem unartikulierten Schrei an mir vorüberfuhr. Erst als es über die mit magerem Gras bedeckte Wiese gegen den finsternen Fichtenwald am Wasserfall hinlief, sah ich es genauer. Es war ein

häßlicher Zwerg mit einem verunstaltenden Höcker, den unformig edigen Kopf, den er einmal flüchtig herumwandte, von brandrotem Haar überflogen, das Gesicht blatternarbig, fahl und mit denselben großen starren Augen, die ich vorhin am Fenster bemerkt zu haben glaubte. Ich mußte an die dunklen, wunderbaren Augen der Kröte denken, die die Menschen fürchten und verabscheuen; sie hatten immer einen besonderen Reiz für mich, denn eine Welt von Geheimnissen und Mäffeln scheint darin versenkt. Zugleich aber fühlte ich mich erleichtert, ich war doch bei gefunden Sinnen und hatte zuvor keine krankhafte Vision gehabt. Es klärte sich alles natürlich auf und gleichsam, als wollte mir die Außenwelt eine weitere Bestätigung dafür geben, öffnete sich jetzt über mir ein Fenster und der von braunem Kraushaar umrahmte Kopf eines dunkel- äugigen, schönen jungen Weibes blickte auf mich herab.

„Was möchten's denn, Herr? Gewiß hat Sie der Crispin erschreckt! Gehen's nur derweil in's Haus, ich komm' gleich herunter.“

Kaum hatte ich das Innere betreten, als sie, die Treppe hin- abeilend, auch schon vor mir stand.

„Habe droben am Speicher Wäsche aufgehängt und nichts gehört“, entschuldigte sie sich, „aber kommen's doch herein, Sie sind ja naß wie ein Fisch!“ Damit hatte sie schon die Tür zur großen Wohnstube geöffnet, „und Durst haben's gewiß auch, wenn's einen roten Tiroler mögen —“

„Ja — haben Sie denn eine Wirtschaft?“ fragte ich verwundert.

„Das nicht, aber wissen's, weil's gar so weit ist und ab bis zum nächsten Dorf und so viele Fremde da vorbeikommen, sind wir halt ein bißel gerichtet.“

Sind auch oft schon Touristen über Nacht geblieben, die den Mattenbachspitz besteigen wollten.“

„So könnte ich am Ende auch bei Ihnen übernachten?“ fragte ich freudig überrascht.

„Warum nicht, wenn's mit einem Strohsack vorlieb nehmen wollen. Mein Mann, der noch nicht von Halbenweg zurück ist, wird nichts dagegen haben. Wäre ja unchristlich, einen bei dem Wetter weiterzuschicken!“

Ich erklärte mich, froh, ein solch' behagliches Dach zu finden, gern mit allem zufrieden. Wie von einem Traum befangen blickte ich der munteren jungen Frau nach, die davonsprang, um den Wein zu holen. Selt- sam, wie anders oft die Dinge ausschauen, sobald man



Es war ein häßlicher Zwerg mit einem verunstalteten Höcker.

in ihr Inneres sieht! Erst hatte mir unfreundliche Gewalt die Tür verschlossen und jetzt sah ich mich in einem traulich behaglichen Nest, wo alles Zufriedenheit und Familienglück zu atmen schien. Wie stimmte dazu die abstoßende Erscheinung des höckerigen Zwerges, wie konnte er Teil und Platz an dieser Stätte haben? An das Geheimnis des Marterls hatte sich ein neues Rätsel geknüpft, das jenes fast in den Hintergrund drängte. Mit gespannter Erwartung sah ich der Rückkehr der Bäuerin entgegen und nahm einstweilen auf einem der altmodisch geschnitzten, braunen Holzstühle Platz, die um den großen, blendend weiß geschauerten Tisch im Herrgottswinkel standen. Die blaugestrichenen Wände des gemütlichen Zimmers waren mit Heiligenbildern geschmückt, zwischen denen hier und da ein Hirschgeweih hervorah. Der Bauer schien also auch ein Jagdliebhaber zu sein. Eben wollte ich mir die buntbemalte Kuckucksuhr näher betrachten, aus der der steife hölzerne Vogel hervorsprang und die siebente Stunde schrie, als die hübsche junge Frau zurückkam. Sie stellte den Wein mit zwei Gläsern auf den Tisch und setzte sich ohne weiteres zu mir.

Ich war entzückt, daß alles so sehr nach meinen Wünschen ging, und fühlte mich zugleich ein wenig geschmeichelt. Auf letzteres Gefühl wurde freilich sofort ein ehrlischer Dämpfer gesetzt.

„Gelt, Sie entschuldigen schon, Herr, daß ich so frei bin und mich zu Ihnen setz', aber sehen's, kommt einmal ein Gendarm vorbei und schaut herein, so kann er nichts machen, wenn wir zusammen trinken. Hoder's aber allein da, so heißt's, wir haben ohne Berechtigung Wein ausgeschenkt und werden gestraft.“

Ihre Offenheit amüsierte mich und ich wollte eben nach dem Marterl fragen, als sie fortfuhr:

„Gelten's, der Crispin hat Sie gewiß nicht in's Haus lassen wollen? Hat's schon oft bei Fremden so gemacht, aber böß ist er darum nicht, nein, es ist halt ein arm's unglückliches Mannert!“

„Ein Mann der Zwerg? Ich habe geglaubt, es sei noch ein Kind?“

„Der? O jeh, der ist älter wie ich, wird bald seine Dreißig zählen.“

„Aber wie kommt er denn in Ihr Haus?“

„Mein Bruder ist's halt.“

Ich blickte sie verwundert, beinahe erschrocken an. War's möglich, daß aus dem Schoße einer Familie ein so vollendet schönes Wesen und eine so häßliche Mißgestalt hervorgegangen?

Die Frau schien meinen Blick zu verstehen und fügte rasch hinzu:

„Aber wissen's, kein leiblicher mein Ziehbruder ist's. Meine selige Mutter hat ihn aus Barmherzigkeit behalten, als der Herr Pfarrer ihn eines Abends auf der Landstraße gefunden hat. Eine Bande von Landstreichern soll am Morgen vorbeigezogen sein, die müssen

das Kind ausgefetzt haben. Grad am Bachrand ist's gelegen, als ob's hineinfallen hätt sollen und ertrinken. Das beste wär's freilich gewesen, denn was hat das arme Häscherl vom Leben! Kein Mensch mag ihn.“

„Nur Sie!“ warf ich ein, denn das sagte mir der traurig schmerzliche Klang ihrer Stimme.

Die Bäuerin errödete leicht. „Freilich, ich hab ihn immer gut leiden können, weil so ein Armer doch mehr Lieb braucht als ein anderer. Ich hab ihn alleweil geholfen, wenn man ihn schlug und verspottete. Wenn so einer lieben könnt wie andere Menschen, das gäb' gewiß einen braven Mann, denn treu ist er und anhänglich wie ein Hund. Aber jetzt ist er ja völlig nährisch worden, seit er den weißen Kreuzschnabel sucht.“

„Einen weißen Kreuzschnabel“, unterbrach ich sie erstaunt, „ja, gibt es denn das? Ich kenne nur grüne und rote.“

„Es muß wohl so sein, denn ein Kapuziner-Pater, der bei uns eingefehrt ist, hat es gesagt. Eine ganze Geschichte hat er davon erzählt. Schneeweiß soll der Vogel sein mit einem purpurroten Federkranz um den Hals. Nur an Freitagen nach dem Abendläuten bei graufigen Sturm- und Wettermächten zeige er sich, dann eine arme Seele sei's, die auf Erlösung warte. Wer ihn fange und ihm den roten Federkranz aus-rupfe, der erlöse die Verdammte, die mit blendend weißem Gefieder zum Himmel fliege. Dem Befreier aber werde alle Schuld vergeben, und wenn er die schlimmste Todsünde begangen.“

Die Erzählung flößte mir das größte Interesse ein. „Ja, hat denn der arme Crispin ein bößes Gewissen?“ fragte ich.

„O nein, wegen dem braucht er's nicht zu tun, der hat gewiß nichts Schlechtes begangen! Weil die Leut glauben, daß er nährisch ist, laßt ihn der Herr Pfarrer ja nicht einmal beichten.“

„Und wegen dem Kreuzschnabel ist er jetzt in das Unwetter hinaus?“

„Freilich, es ist ja Freitag heute, und beim Wasserfall droben bildet er sich ein, den Vogel gelgesehen zuhaben.“

Draußen ließ sich ein eigentümliches Rauschen und Brausen vernehmen, das wie das Rollen eines schweren Lastzuges näher und näher kam. War plötzlich ein Sturmwind erwacht, um die trägen Regenwolken auseinander zu jagen? Auch die junge Frau horchte auf.

„Der Wasserfall donnert heut schon arg“, meinte sie, „aber nein, was ist denn das, das kommt ja vom Bach an der Straß' her!“ Sie erhob sich rasch und öffnete das Fenster.

Eine sahle, von irrem Zwielficht durchhellte Nacht lag über dem Tale und in den aschgrauen Schatten hob sich dicht vor dem Fenster ein dunkler Körper ab, so daß die Bäuerin im ersten Augenblick bestürzt zurückfuhr. Dann aber erkannte sie den Nahenden, dessen Schritte der Donner des Wassersturzes übertönte.

„Jesses, Du bist's Hies, hättest mich bald erschreckt, weil Du so plötzlich dastehst!“

„Wer ist denn drinnen?“ fragte der Bauer, einen Blick in die erleuchtete Stube werfend.

„Ein fremder Herr, der bei uns die Nacht bleiben möchte.“

„Ist schon recht!“ Gleich darauf trat er mit freundlichem Gruß in das Zimmer.

Ich würde den stattlichen, hochgewachsenen Mann mit dem braunen Vollbart und den schwarzen blitzenden Augen eher für einen Jäger als für einen Bauern gehalten haben. Scheinbar nur wenige Jahre älter als sein schmuckes Weib, stand er in der schönsten Blüte der Manneskraft. Wie ein Atem von frischer Waldluft ging es von ihm aus.

Treuerherzig reichte er mir die Hand: „Ist recht, daß 's da bleiben! Weiter hätten's ja so nicht können.“

„Warum nicht?“ fragte ich zweifelnd.

„Hab selbst kaum zum Haus her können, der Bach ist ausgetreten und hat die halbe Straße gegen den Felsen hin überschwemmt.“

Jetzt wußte ich, was das vorhin vernommene Brausen gewesen war.

Die junge Frau war vor dem Manne, der sich an den Tisch gesetzt hatte, stehen geblieben, goß ihm ein Glas Wein ein und sah ihn mit liebevoll zärtlichen Augen an: „Weil Du nur da bist, hab schon so viel Angst um Dich gehabt!“

„Gott sei Dank, mir ist nichts geschehen, Broni, aber —“

„Aber?“ wiederholte die Frau erschrocken, „machst ja ein Gesicht, als sei doch etwas passiert!“

„Na, nichts Schlimmes weiter, laßt sich ja wieder machen, aber recht ist mir's nicht, daß es grade das hat sein müssen.“

„Aber so red doch!“

„Das Marterl vom Bärenhofer Blasi hat's fortgeriffen.“

„Unser Marterl?“ schrie die Frau auf, „Jesus, Maria, das bedeut' was!“

Die Mitteilung erregte meine Aufmerksamkeit.

„Eine der Tafeln am Felsen bei der Brücke?“ fragte ich.

Der Bauer nickte: „Grad dort ist der Bach heraus und das unterste Bild hat er mitgenommen.“

„Das mit dem Erschossenen darauf? Ich habe mir's angesehen, als ich herkam. Warum nennen Sie das Ihr Marterl?“

„Ja mein, weil wir's halt gestiftet haben. Wenn das Marterl nicht wär, wären ja wir nicht beieinander, gelt Broni?“ Er ergriff die Frau bei der Hand und zog sie neben sich auf die Bank. Aus allen seinen Bewegungen und Blicken sprach die innige Liebe, mit der er an dem schönen Weibe hing.

„Wahr ist's“, setzte die Broni leise hinzu, „das Unglück ist auch unser Glück geworden. Drum haben wir

auch die Tafel machen lassen. Hätte den Blasi nicht die mörderische Kugel getroffen, so wär ich heut seine Bäuerin.“

„Sie waren seine Braut?“ fragte ich, aufs höchste gespannt.

„Den Tag darauf wär ich's geworden. Der Vater hat's einmal nicht anders wollen. Der Blasi war halt der reichste Bauernsohn in Steinkirchen und hat sich alleweil eingeildet, daß ich einmal die Seine werden müßt.“

„Und Sie, Sie hatten ihn gern?“

„Nicht leiden hab ich ihn können, mein Herz hat ja schon lange dem Hies gehört. Aber der Vater wollte nichts wissen von einem Forstmann, der nichts besaß als seine Büchse und ein frohes Gemüt.“

Jetzt wurde mir das Aussehen des Mannes und der waidmännische Schmuck des Zimmers begreiflich.

„Sie sind also kein Bauer?“ forschte ich.

„Doch, doch“, lachte Hies und zeigte seine weißen Zähne. „Die Bäuerin hat mich schon dazu gemacht. Als ihr Vater gestorben ist und sie den Hof geerbt hat, hab ich die Jagerei aufgegeben und wir sind da eingezogen.“

„Und wie war's mit dem Bärenhofer Blasi?“

„O mein, eine traurige Geschichte ist's halt gewesen“, nahm die Frau das Wort. „Wie's zugegangen ist, weiß nur Gott und wer die blutige Tat vollbracht hat. Den Abend vergeß ich meiner Lebtage nicht. Aus dem Wirtshaus ist der Vater mit dem Bärenhofer Buben heimkommen und hat gesagt, daß ich sein Weib werden solle. Der alte Bauer wollte den Hof abgeben, drum brauche der Blasi eine Bäuerin. Ich hab geweint und geschluchzt und meine selige Mutter im Himmel angerufen, daß sie mir helfe, denn ich könne den Blasi niemals lieben und mein Herz gehöre nur dem Hies. Aber es ist alles umsonst gewesen. „Morgen wird Verlobung gefeiert“, hat der Vater entschieden, „und dabei bleibt's!“ Dann hat er einen Wein aus dem Keller geholt und sich mit dem Blasi zum Trinken gesetzt. Ich aber bin hinaus in die Küche, wo der Crispin grade Holz gespalten hat, und hab ihm mein Glend geklagt. „Gelt, einen letzten Liebesdienst tußt mir noch“, hab ich gesagt, „denn wenn ich des Bärenhofers Weib werden muß, leb ich nimmer lang. Heut mußt noch hinauf nach Halbenwang, dem Hies sagen, was geschehen ist, und daß ich mein Wort nicht halten kann. Er sollt' mich halt vergessen, wenn's ihm möglich ist, aber ich könnt's nicht und würd nur ihn lieb haben bis übers Grab hinaus.“ Mehr hab ich vor Weinen nicht reden können, aber der arme Zwerg ist aufgefahren, als sei er selbst der Hies und man wollt ihm sein Liebstes nehmen. Ganz eigen hat er mich angeschaut mit seinen großen dunklen Augen, hat meine Hand ergriffen und sie gedrückt wie einer Geliebten.“

„Ich tu's, Broni“, hat er mit heiserer Stimme hervor-

gestoßen, „gleich geh ich, gleich, für Dich tu ich alles.“ Dann ist er auf seine Kammer hinauf, hat die Schuh angelegt und bald drauf hab ich ihn fortlaufen hören. Eine halbe Stunde später ist auch der Bärenhofer Blasi gegangen, unsicher und schwankend, denn er hat viel getrunken gehabt. In der Tür hat er mich an sich ziehen und mir einen Kuß geben wollen, aber ich hab ihn schreiend zurückgestoßen und bin in die Küche geflüchtet. „Wart nur, wenn's d' erst mein Weib bist, nachher kommt's schon anders, nachher lernst folgen!“ hat er geflucht und ist in den dämmernden Abend hinaus. Bald darauf haben wir droben am Wasserfall, wo der Weg nach Steinkirchen führt, einen Schuß gehört. „Wird ein Jäger oder ein Wilderer sein“, hat der Vater gemeint und niemand hat sich weiter darum gekümmert. Spät in der Nacht ist der Crispin heimgekommen. Ich hab keinen Schlaf gefunden und wie ich höre, bin ich ihm nachgeschlichen und hab ihn gefragt: „Was ist, hast den Hies getroffen?“ „Nein, hat er gesagt, der ist mit dem Förster fort nach Mattenbach, weil nächste Woche der Fürst zur Jagd kommt. Aber morgen, wann er zurück ist, geh ich noch mal hinauf und richt's ihm aus.“

Am andern Morgen klopf't in aller Früh an unsere Tür und draußen steht der Mesner von Steinkirchen mit freideweißem Gesicht. „Kommt's heraus, Bauer“, hat er gerufen, „droben am Wasserfall liegt ein Toter!“

„Jesus, Maria, wer ist's?“ fragt der Vater entsetzt. „Der Bärenhofer Blasi, erschossen haben's ihn, die Kugel hat ihm den ganzen Kopf zerschmettert, grad grausig schaut er aus! Bringt's den Knecht und eine Bahre mit, daß wir ihn nach Steinkirchen hinabtragen. Der Herr Pfarrer, mit dem ich grad von einem nächtlichen Versehgang gekommen bin, ist droben bei der Leiche und betet für die arme Seel.“

Drei Tage später haben sie den Blasi begraben. Aber ich hab nicht weinen können, denn mir ist's wie eine Erlösung gewesen und eine Stimme in mir hat gerufen: „Das ist Gottes Gericht gewesen, der Himmel hat es nicht gewollt, daß Du sein Weib wirst.“ Der Vater aber hat's nicht verwinden können, daß alle seine Pläne und Hoffnungen vernichtet sind. Bald drauf ist er krank geworden und wie ich ihn auch gepflegt hab, eines Morgens hat ihn der Schlag getroffen gehabt und tot ist er im Bett gelegen. Jetzt

war ich allein, der Hof hat mein gehört und niemand hat mir mehr dreintreden können. Aber ein Jahr haben wir gewartet, bis der Hies seinen Dienst aufgeben hat, dann hat uns der Priester am Altare verbunden. Kinder hat uns der Himmel nicht beschert, aber wir haben ja den armen Zwerg und er soll's bis ans Ende gut bei uns haben wie ein Sohn.“

„Wo ist denn der Crispin wieder?“ fragte der Bauer plötzlich.

„Fortgelaufen ist er, grad wie der Herr kommen ist, gewiß zum Wasserfall hinauf, weist ja, wegen dem weißen Kreuzschnabel.“

Der Hies schüttelte den Kopf: „Wenn ihm nur nicht mal ein Unglück passiert! Der Regen hat alles naß und schlüpfrig gemacht und es ist halbsbrecherisch da oben bei den Felsen. Sollte längst daheim sein in der finsternen Nacht! Wenn er nicht bald kommt, geh ich hinauf, ihn zu suchen.“

„Ich werde Sie gern begleiten“, bemerkte ich, „zwei finden besser als einer.“

Der Bauer lehnte mein Anerbieten nicht ab, doch die Frau hieß uns noch warten. „Zuvor will ich doch noch einmal auf seiner Kammer nachschauen. Vielleicht ist er heimgekommen und hat sich leise hinten vom Hof hereingeschlichen, wie er es so oft tut, und sich vor dem Herrn versteckt. Vor allen Fremden hat er ja eine sonderbare Scheu, manchmal ist's grade, als fürchte er, daß ihn einer fortholen wolle.“

Während sie das Zimmer verließ, stand ich auf und trat an das niedere Fenster, um einen Blick in die schwarze Winternacht hinauszutun.

„Der Regen hat aufgehört und der Bach geht weniger wild“, sagte ich, „es zieht wirklich ein wenig auf, die Wolken steigen höher, der Wind zerreißt sie, hier und da lugt schon eine Bergspitze hervor, am Ende gibt es morgen doch noch“ — „aber was ist denn das?“ unterbrach ich mich betroffen, „bitte schauen Sie her, liegt das in meinen Augen, der helle Punkt, der da oben am Wasserfall durch die schwarzen Tannen hüpf't, grade wie ein weißer Vogel —“

Ich sah, daß der abergläubische Bauer ein Kreuz schlug: „Heilige Nothelfer, wird doch nicht eine arme Seel sein, der weiße Kreuzschnabel, von dem der Crispin alleweil träumt, oder der Geist vom erschossenen Bärenhofer? Geheuer soll's da oben nicht sein, die von Steinkirchen u. Halbenwang scheuen sich nachts, den Weg zu machen!“



Wart nur, wenn's d' erst mein Weib bist nachher kommt's schon anders, nachher lernst folgen!

er erhob sich
eine Seel.
den, als er kam
nicht, der
hinaus
der ein bester
ich hielt da
Ich magte
den regte erkann
Ich war ein
jammert handelte
und die Erbsen
machte.
Ich magte
nicht, mer den
fragte ich.
Verdacht
nicht haben's
Wald hat ja der
ganzen Tag be
lange hat man
genß allen
Verdacht
barn der Blasi
Jesab und Be
und wechelten
werden, h
der Werd
gischen sei
schaffen, die
hätten ein
man wieder
wissen, was
brüber gene
nachdem ich
herüber we
nicht's wroß
ankommen.
get im Fimm
gewesen und
hast abgelegt
In diese
nicht. Ka
Crispin ist
So mu
„Dann
einmal mach
da oben das
stimmte, I
vollständig
ich kramste
nach die ar
Das
meine be

Er erhob sich und trat mit sichtbarer Scheu an meine Seite. Aber kaum hatte er durch das Fenster sehen, als er laut auflachte: „Nein, nein, das ist kein Geist nicht, der Mond ist's, der über dem Achenstein heraufkommt. Wir können ihn von hier nicht sehen, aber ein verlorener Strahl hat die Wolken durchbrochen und spielt da oben in den Zweigen der Tannen.“

Ich mußte in sein herzhaftes Lachen einstimmen, denn jetzt erkannte auch ich, daß er recht hatte, daß es sich nur um einen Reflex von irgend einem Licht am Himmel handeln konnte. Gleich darauf verschwand auch die Erscheinung wieder und es wurde von neuem dunkel.

„Hat man denn wirklich nie einen Verdacht gehabt, wer den Bärenhofer erschossen haben könnte?“ fragte ich.

„Verdacht wohl“, entgegnete der Bauer, „mich selbst haben's verhört, der Broni wegen, aber zum Glück hat ja der Förster bezeugen können, daß ich den ganzen Tag bei ihm gewesen bin. Ein halbes Jahr lang hat man in der Gegend allen Spuren des Verbrechens nachgeforscht, denn der Blasi hat manchen Feind und Neider gehabt, und weil ihm nichts geraubt worden, hat man gemeint, der Mord müsse aus Rache geschehen sein. Aber alle Burschen, die man als verdächtig eingezogen, hat man wieder laufen lassen müssen, und dann ist Gras drüber gewachsen. Jetzt, nachdem schon sechs Jahr darüber vergangen sind, wird's wohl nimmer herauskommen. Nur der Herrgott im Himmel weiß, wer's gewesen und dem wird ja der Täter einst Rechenschaft ablegen müssen.“

In diesem Augenblicke kehrte die Frau wieder zurück. „Hab alles durchgesucht im ganzen Haus, der Crispin ist nirgends.“

„So muß er doch noch droben sein!“

„Dann gehen wir“, entschied ich und spähte noch einmal nach dem Wasserfall empor. Wieder flatterte da oben das gespenstische weiße Licht durch die Zweige. „Himmel, was war das!“ Mein Haar sträubte sich unwillkürlich vor Schrecken, „haben Sie's gehört?“ Doch ich brauchte nicht zu fragen, ein Blick zeigte mir, daß auch die anderen den gräßlichen Ton vernommen.

„Das klang wie der Todeschrei eines Menschen!“ meinte befüßt der Bauer.

Die junge Frau war wachsbleich geworden, mit wankenden Knien lehnte sie sich an den Tisch. „Dem Crispin seine Stimme war's! Herr im Himmel, sei ihm gnädig, da ist ein Unglück geschehen!“

Es konnte nicht anders sein. Ohne Zögern ergriff ich Bergstock und Hut, der Hies zündete eine Laterne an und auf das Schlimmste gefaßt, traten wir in die Nacht hinaus.

„Geben's fein acht, daß 'S nicht fallen!“ warnte der Bauer, indem er von der Dichtung auf den schmalen Seitenpfad abbog, der am Wasserfall vorüber nach Steinkirchen führte, „zur Rechten ist der Abgrund und grade dort haben's damals den Bärenhofer gefunden.“ Sein Fuß stockte plötzlich, er hob die Laterne und leuchtete in die Tiefe. „Haben's nichts gehört, Herr?“

Wir hielten den Atem an und lauschten. Das scharfe Ohr des einstigen Jägers hatte recht vernommen. Aus dem Felsgetrümmer, das sich unter dem Wasserfall angehäuft, klang durch das Rauschen des Baches vernehmlich in kurzen Pausen ein leichtes Wimmern und Stöhnen.

„Dort unten liegt er!“

Ich konnte nicht sprechen, der Schrecken, die Erwartung des Furchtbaren schnürten mir die Kehle zu. Unsicher tastend folgte ich dem Bauern über die glitschigen Felsen hinab. Jetzt fiel das Licht der Laterne auf das graufige Bild und beleuchtete ein schmales rotes Bächlein, das in die weißschäumenden Wasser rann.

„Blut!“ sagte ich schaudernd, „der Unglückliche ist abgestürzt.“

In nächsten Augenblicke standen wir neben dem armen Zwerge. Seine großen dunklen Augen starrten uns entsetzt mit fieberndem Glanze entgegen, der Körper wand sich, wie von einer inneren Angst gefoltert, hin und her.

Vorsichtig hoben wir den elenden Leib auf, und trugen ihn, da es unmöglich war, den schwer Verletzten die steile Höhe hinaufzubringen, bis an die Knie durch das brausende Wildwasser waten, zur Schlucht hinaus. Der Zwerg jammerte und stöhnte bald, bald schlug er mit den Händen um sich. Es schien halb Wahrheit, halb tolle Phantasie, was verworren aus seinem Munde kam:

„Gesehen hab ich ihn, den weißen Kreuzschnabel, die arme Seel. Grad vor mir her ist er geflogen von Ost zu Ost, nach dem Wasserfall hin. Da hat er sich hingesezt und der rote Federring um seinen Hals hat



Im nächsten Augenblicke standen wir neben dem armen Zwerge.

geleuchtet wie Blut. Blut war's, ich hab's gekannt, das Blut vom Bärenhofer Blasi! Wie er so dagefessen ist, hätt ich ihn fangen können. Von Baum zu Baum hab ich mich geschlichen, ganz nahe war ich schon. Ich will ihm das Tuch über den Kopf werfen und tu einen Sprung. Aber der Vogel ist fort und ich spring in den Abgrund. Jetzt ist's gefehlt. Sterben muß ich und in die tiefste Höll. Der Herr hat mich nicht wollen erlösen von meiner Sünd!"

Lange schien er auf unsere Trostworte gar nicht zu achten, dann plötzlich sah er uns mit iren Blicken an: „Was wollt Ihr, wohin bringt Ihr mich, tragt mich in die Kirche, daß ich am geweihten Orte sterbe. Und den hochwürdigen Herrn ruft, daß ich meine Todssünd beichten kann; jetzt muß er mich hören!"

„Schau, Crispin, es geht nicht“, sagte der Bauer, „nach Steinkirchen ins Gotteshaus können wir Dich nicht bringen, das ist zu weit und Du hältst es nicht aus. Aber der Herr Pfarrer soll gerufen werden, und jetzt tragen wir Dich auf den Hof zur Broni.“

„Zur Broni, ja zur Broni.“

„Sie wird Dich pflegen, daß Du wieder gesund wirst!“

„Zur Broni, ja zur Broni!“ wiederholte er noch einmal und es klang wie leises Entzücken aus der schmerzgebrochenen Stimme. Ich mußte an die Märtyrer alter Zeiten denken, die so mit seliger Verzückung mitten im Dualentod den Namen ihres Heilands hauchten.

Endlich nach einer furchtbaren halben Stunde und nach unsäglichen Anstrengungen erreichten wir entkräftet und durchnäßt mit dem Unglücklichen den Hof. Vor der Tür kam uns jammernd und händeringend die Bäuerin entgegen.

„Ist's denn wahr, ist's denn möglich, der arme Crispin!“ rief sie schauernd beim Anblick des Häufleins Elend. „Was sollen wir anfangen, nach Hinterwald zum Doktor sind's ja mehr als drei Stunden!“

„Der braucht keinen Doktor mehr“, flüsterte ihr der Hies zu.

„Nur nach einem Arzt der Seele hat er verlangt, eine schwere Schuld zu beichten“, fügte ich hinzu.

So leise ich sprach, hatte es doch das fieberhaft gespannte Ohr des armen Krüppels vernommen. „Ja, den Pfarrer holt's“, wimmerte er angstvoll, „ich kann nicht sterben, bis ich nicht alles gesagt hab.“

Wir hatten ihn im Zimmer auf das Sopha gebettet und sahen uns fragend an. Wen sollte man schicken? Der Knecht war krank, die Magd auf der Alm und die nächsten Höfe zu weit entfernt.

„Lassen Sie mich hinüberlaufen“, erbot ich mich.

Doch der Bauer wehrte ab: „Sie finden sich nicht zurecht, wenn Sie zum ersten Mal im Tale sind. Bleibt nur eins: ich gehe selbst. Freilich, ich fürchte, ich fürchte, der geistliche Herr wird zu spät kommen.“

Während wir verhandelten, hatte die Bäuerin, so gut es ging, das noch immer fließende Blut des Zerschmetterten gestillt und die furchtbaren Wunden verbunden. Indessen schienen diese nicht das Schlimmste zu sein, es mußten innere Verletzungen vorliegen, die dem schweren, röchelnden Atem nach ein baldiges Ende voraussehen ließen. Der Unglückliche war unter den Händen des jungen Weibes ganz still geworden. Ermattet hatte er die Augen geschlossen, als sehne er sich, endlich Ruhe zu finden. Jetzt hob er die schweren Lider von neuem und blickte suchend umher.

„Ist er fort, der Bauer?“

„Ja“, erwiderte Broni, die an dem Lager saß und seine zitternden Hände hielt.

Eine furchtbare Angst verzerrte die Züge des Krüppels: „Wenn er nicht bald kommt, ist es zu spät. Aber ich kann nicht damit hinüber, ich will nicht ins ewige Feuer! Ihr müßt's ihm sagen, daß ich alles gebeichtet hab und gestanden, und daß ich reuig gestorben bin!“

„Hast recht, Crispin“, sprach die junge Frau tröstend, „sag mir alles, was Dich drückt, denke, der geistliche Herr sei hier, und der liebe Gott ist ja auch da, um uns und über uns, er hört Dich gewiß, er wird Dir vergeben!“

„Meinst wirklich, daß er mir vergeben kann?“ fragte der Leidende mit einem Ausfleuchten der Hoffnung in den großen dunklen Augen.

„Gewiß, gewiß, er verzeiht alles um der Liebe willen!“

„Um der Liebe willen?“ stöhnte der Zwerger, „um die Lieb ist's ja geschehen! Weißt noch Broni, als wir Kinder waren, wer mir immer das größte Stück Brot gebracht hat? Du! Und wer immer gut und lieb mit mir gewesen ist? Du! Und wer mich verteidigt und für mich gebeten hat, wenn der Vater zornig war und mich schlagen wollte? Du, Broni, Du! Und wer mich gepflegt hat, als der Holzschlitten mir den Arm überfahren? Du! Und wer mir einmal nach dem Kirchweihentanz die schönste Blume aus dem Strauß geschenkt hat? Du, Broni, Du! Die Blume hab' ich noch, in meinem Gebetbuch liegt's, die sollst mir aufs Grab legen, Broni, wann ich tot bin!“

Der jungen Frau liefen die hellen Tränen über das Gesicht: „Crispin, Du guter, dummer Bub, red doch nicht davon, was soll dem das alles! Warst ja mein Bruder, hab Dich ja gern haben müssen. Und das ist doch keine Sünd, was Du da beichtest!“

„Das nicht, aber drum hab ich die Sünd begangen, weil ich Dich soviel gern gehabt hab. Ich hab's ja nicht anders beweisen können, und das, hab ich mir denkt, muß die rechte Lieb sein, die nichts will, als dem andern sein Glück. Drum hab ich's getan, drum hab ich den Bärenhofer erschossen.“

Mit einem Aufschrei des Entsetzens sprang die Bäuerin empor und ließ die Hand des Unglücklichen fahren. Mit einem Ausruf staunenden Schreckens trat auch ich einen Schritt hinter dem Tisch hervor, wo ich mich bisher schweigend zurückgehalten.

„Du, Du hast das getan, Crispin“, jammerte die junge Frau, „Maria und Joseph, wer hätte das denken können, Du ein Mörder, und auf Dich hat ja kein Mensch einen Verdacht gehabt!“

„Drum, drum“, flüsterte der Zwerg fast freudig, „nicht einmal das hat man mir zugetraut, daß ich Dir danken könnte für all Deine Lieb. Schau, das war's ja grad, was ich mir gesagt hab: nuß bist doch nichts auf der Welt, was liegt an Dir! Aber die Broni ist brav und gut und gesund, die soll ein langes Leben haben und glücklich sein. Wenn's nie aufkommt, ist's recht, und wenn sie's doch erfährt, nachher weiß sie's halt, wie lieb ich sie gehabt hab!“

„Aber wie war das denn möglich?“ fragte ich, näher tretend, „woher nahmt Ihr die Büchse und wie geschah das alles?“

„Wie ein Blitz ist mir's kommen. Von unserm Knecht, dem Sepp, hab ich gewußt, daß er wildert, hab ihn einmal belauscht, wie er das Gewehr unterm Felsen am Wasserfall versteckt hat. Die Stelle hab ich mir gut gemerkt, und richtig, wie ich hinauf komm, liegt der Stutzen noch dort und ist geladen. Da hab ich mich auf die Lauer gelegt und hab gewartet, bis der Blasi den Weg nach Steinkirchen heraufgekommen ist. Troffen hab ich ihn gut und wie der Schuß gefallen ist, hab ich die Waffe wieder am gleichen Platz verborgen und bin mit der Botschaft von der Broni nach Halbenweg zum Forstwart. Nachher, wie nichts herauskommen ist, hat mich allweil die Tat gedrückt, von Jahr zu Jahr mehr. Schier verzweifelt bin ich, weil mich der Herr Pfarrer nicht zur Beichte gelassen hat, und ich glaub, ich hätt' mich längst in den Bach gestürzt, wär nicht der Kapuziner gekommen. Wie ich das gehört hab von dem weißen Kreuzschnabel und weil droben am Wasserfall so viel Kreuzschnäbel sind, hab ich gemeint, es müßt mir gelingen, und wenn ich ihn

fanget, könnt ich meine Seel erlösen von der ewigen Verdammnis. Aber jetzt weiß ich's, daß Gott mich verworfen hat.“

Die junge Frau hatte sich von dem ersten Entsetzen erholt und war an dem Lager des schwer nach Atem Ringenden niedergekniet: „Nein, Crispin, verzweifle nicht“, tröstete sie, „der Herr will ja allen Sündern gnädig sein, er wird auch Dir vergeben!“

Zuckend und stöhnend war der Zwerg zurückgesunken, ein Frostschauer schüttelte den zerschlagenen Leib, seine Augen wurden starr, doch es glänzte darin wie das verglimmende Licht eines Sternes, den die Morgenfonne tötet. „Du, Du bist wie ein Engel“, hauchte er leise in fast andächtiger Scheu, „der hochwürdige Herr kommt nimmer, aber Dich hat Gott mir gesendet, um —“, er wurde zu schwach, um weiter zu sprechen.

Da beugte das junge Weib sich schluchzend auf ihn herab und drückte den ersten und letzten Kuß im Leben auf die Stirn des häßlichen, verachteten Zwerges.

Über die aschfahlen Züge des verführten Gesichts loderte es wie eine heilige Flamme, seine Sinne verwirrten sich, nur abgebrochene Worte stammelte er noch: „Der weiße Kreuzschnabel — — ich hab's ja gewußt, — — ich hab — — ihn — doch — — gefangen, — die arme — Seel ist — — erlöst, — er — löst —“

Die Augen fielen ihm zu, er war nicht tot, aber in einen tiefen, traumlosen Schlummer gefallen, aus dem er nicht mehr erwachen sollte. — — — — —

Am nächsten Morgen war's und der betende Geistliche längst wieder gegangen. Der zum Tod ermattete Bauer war am Tische eingeschlafen, und während ich mich zum Weiterwandern rüstete, wachte nur Broni allein noch am Lager des sterbenden Zwerges.

Über den engen Einschnitt des waldbumrauschten Felsentals wölbte der Himmel sich zu einem schwarzen Wolfenkehl, aus dem in goldenen Wellen der Feuerstrom der Sonne quoll.

Zwei Schatten glitten durch das Meer von Licht. Die Posten wechselten. Am Lager des armen Crispin trat der Schlaf die Wache ab an seinen Bruder Tod.

Humoristisches.

Die fünf Sinne. Nach Paulchens Meinung hat der Mensch sieben Sinne. Der gestrenge Herr Lehrer wirft ihn zur Tür hinaus und draußen auf dem Treppenslur denkt Paulchen über dieses schwierige Thema nach. Da kommt der kleine August eilig heraufgehüpft — wie gewöhnlich, kommt er zu spät zum Unterricht. Paulchen rennt ihn entgegen:

„Wieviel Sinne hat der Mensch?“ —

„Na, fünfe!“ —
„Was, bloß fünfe? Na, dann geh' gar nicht erst hinein, mich hat man schon mit sieben 'rausgeschmissen!“

Eine Million. „Guck Dir den reichen Bankier Gurlentöpf an, der hat nich ee Hemd gehabt, wo er is gekommen nach Berlin — — und jetzt hat er 'ne Million!“

„Gott der Gerechte, was will er mit 'ne Million Genden?“

Eine Erholungsreise.

Humoreske von Adolf Ahrens.



Privatier Stengel nebst Gemahlin und
Bacfsisch Lene.

ihn aus Sparsamkeitsrückichten nicht begleiten und der Bacfsisch Lene konnte es ebenfalls nicht durchsehen, mitgenommen zu werden.

Seit Stengel sich von dem Geschäft zurückgezogen hatte, fehlte ihm bald dies, bald das. Nun gab es freilich Leute, welche meinten: daran wäre nur die Langerweile schuld, aber Dr Fischer beleuchtete diesen verwickelten Fall mit der Fadel ärztlicher Wissenschaft und erklärte: „Mein verehrter Patient ist nervös und braucht Luftveränderung!“ Da die Herren Doktoren bekanntlich stets den Nagel auf den Kopf treffen, so war die Sache fix und fertig, abgemacht.

Die liebende Gemahlin gab dem Scheidenden noch allerlei Verhaltensmaßregeln mit, während die Köchin Nanette seine Reisetasche mit Lebensmitteln vollstopfte.

„Männchen, nimm Dich nur ja in acht!“ riet Frau Gertrud. „Ziehe sofort die Beine hoch, wenn was Verdächtiges passiert, denn man hört doch gar zu viel von Zusammenstößen in letzterer Zeit.“

„Gib dem Schaffner Trinkgeld, damit Du allein bleibst, Papachen“, sagte Lene mit altkluger Miene. „Man liest so häufig von Raubankfällen.“

„Ja und steigen Sie bloß nirgends ein, wo die Fenster zu enge sind, denn wenn Feuer auskommt und die Türen brennen, dann liegen Sie da wie die Bratwurst auf dem Rost“, fügte nun auch Nanette ermahmend hinzu, die runde Gestalt ihres Brotherrn mit kritischen Blicken betrachtend. „Ist einer schlank und behende, hernach riskiert er schon weniger.“

„Hört doch auf mit eurem Unglücksgeträchze!“ rief Herr Stengel. „Soll das etwa zur Beruhigung meiner Nerven dienen? Da könnte einem ja doch gleich die Luft vergehen überhaupt, einen Fuß aus dem Hause zu setzen.“

Am Morgen des 5. Juli 1898 lief man im Hause des Privatiers

Stengel gar geschäftig hin und her, denn er trat, seiner Nerven wegen, eine längere Erholungsreise an

„Pst, pst, Männchen, rege Dich nicht auf! Siehst Du, wichtige Dinge wollen besprochen sein. Lene, schnell noch ein Brausepulver für den Papa! — So — und nun in den Wagen, sonst kommen wir noch zu spät.“

Auf dem Bahnhof hatte man Glück. Papa bestieg, von den Seinigen liebevoll unterstützt, ein gänzlich leeres Kupee zweiter Klasse und Gertrud flüsterte ihm feuchten Auges zu:

„Glückliche Reise, Liebchen! Zweierlei versprich mir noch!“

„Was denn?“

„Daß Du unterwegs kein „Echtes“ trinkst und daß Du mir treu bleibst!“

„Ja, ja, machen wir!“

Als der Zug abfuhr, richtete sich Herr Stengel recht bequem ein, prüfte die Mundvorräte, genoß, obgleich man sich zu Hause erst gesättigt hatte, noch ein zweites, ergiebiges Frühstück, faltete dann die Hände über dem feisten Bäuchlein und sank in süßen Schlummer.

Plötzlich ein heftiger Ruck — ein schriller Pfiff! — der jäh Geweckte zog, quiettschend wie ein junges Schweinchen, beide Beine in die Höhe und bemühte sich, die kurzen Armpfen darum zu schlingen.

„Na, na, na, bloß teene Angst nich! Is alles in schönster Ordnung“, beruhigte der Schaffner, welcher die Türe geöffnet hatte, um einen Reisenden einsteigen zu lassen.

Der neue Passagier, ein großer, starker Mann mit finsternem, unfreundlichem Antlitz, nahm Stengel gegenüber Platz und fixierte ihn recht impertinent.

Dem Privatier wurde ganz bange unter diesem durchbohrenden, unheimlichen Blick.

Er lächelte endlich verlegen und versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt jedoch nur einsilbige Antworten.

War es da ein Wunder, wenn Stengel fürchtete: der Fahr-



„Glückliche Reise, Liebchen! Zweierlei versprich mir noch!“



„Na, na, na, bloß keine Angst nicht!“ beruhigte der Schaffner.

gast habe schlechte Absichten? — Er beobachtete ihn fortwährend, stellte sich schlafend, blinzelte aber heimlich und bemerkte, daß der Fremde ihn ebenfalls unter den nur halb gesenkten Lidern hervor unausgesetzt betrachtete.

Lieber Himmel, wenn dieser Herkules sich auf ihn stürzen und ihm die Kehle zuschnüren würde? —

Herr Stengel richtete sich auf, lachte krampfhaft und sagte:

„Denken Sie nur, was mir Fatales geschehen ist!“

Sein Gegenüber sah ihn mit fabelhaft gleichgültiger Miene an, ohne um nähere Auskunft zu bitten.

„Ja, stellen Sie sich vor, meine Frau löste mir das Billet und vergaß dann mein Portemonnaie zurück zu geben. Ich habe keinen Pfennig Geld bei mir. — Unangenehm, nicht wahr?“

„Gewiß!“

„Man darf doch auch von Unbekannten kaum erwarten, daß sie einem etwas vorstreden.“

„Allerdings nicht. Dazu dürfte sich kaum jemand bereit finden lassen.“

„Ja — was tun? — Man könnte meine Reisetasche umstürzen, mich von oben bis unten visürieren und würde keinen Groschen entdecken — auch keine Wertobjette, denn solche pflege ich überhaupt nie bei mir zu führen.“

„Sehr vernünftig.“

„Was mache ich denn aber? Geld muß ich doch haben.“

„Bedaure Ihnen nicht dazu verhelfen zu können. Dies“ — der Unheimliche zog einen Revolver hervor, „ist leider das ein-

zige Wertobjekt, welches ich meinerseits bei mir führe.“

„Aha! — Bitte stecken Sie es nur wieder ein. So'n Ding hat schon oft Unglück angerichtet.“

„Nicht minder oft auch solches verhindert.“

„Wohl möglich, aber ich bin sehr nervös und es beunruhigt mich, wenn mir der blanke Lauf so entgegen blizt.“

„Dann will ich Ihnen zu Gefallen die Pistole einsteilen und drehen, aber sagen Sie, Verehrtester, ist das alles Natur oder stopfen Sie sich aus?“

Mit diesen Worten führte der rohe Mensch einen heftigen Stoß gegen den Leib seines Reisegefährten.

Herr Stengel schrie laut und wollte das Notsignal geben, fühlte aber im selben Moment seinen Arm ergriffen und festgehalten.

„Keine Dummheiten! Das kostet ein paar hundert Mark. Ich machte einen Scherz, wie Sie vorhin auch; denn daß Sie keinen Pfennig Geld bei sich haben, war gelogen! Meine Art und Weise ist's aber nicht, mich ungestrast zum besten halten zu lassen; verstanden? Ihr Versuch, mich anzupumpen, rückt Sie in höchst verdächtige Beleuchtung.“

„Mein Herr, ich bin der Privatier Stengel aus Treuenbriegen.“

„Das ist mir ebenso gleichgültig, als wären Sie der Kaiser von China.“

„Und Sie könnten meinetwegen der Schah von Persien sein! Wenn mich aber jemand beständig anfußt und sich auch noch so unzarte Scherze erlaubt, wie es Ihnen eben beliebte, dann trage ich wenig Verlangen danach, in seiner Gesellschaft weiter zu reisen.“

„Ich hefte mich nicht an Ihre Fersen.“

Auf der nächsten Station, wo längerer Aufenthalt war, verließ Stengel den Waggon, um aus der Nähe des unangenehmen Menschen zu kommen.

Im Wartesaal machte er die Bekanntschaft eines sehr feinen Herrn in mittleren Jahren und einer hübschen



Der neue Passagier nahm Stengel gegenüber Platz.

Dame mit kekem Stumpfnäschen und lustig funkelnden, braunen Augen.

Man stellte sich gegenseitig vor:

„Privatier Stengel“ — „Fabrikant Weinberger mit Frau aus Berlin.“

Als Stengel sein Reiseziel, einen viel besuchten Luftkurort, genannt hat, findet es sich, daß die niedliche Dame auch dorthin reist.

„Siehst Du, Betty, das trifft sich ja herrlich!“ ruft der Fabrikant. „Da hast Du einen sehr liebenswürdigen Reisegenossen, der Dir sicher seinen ritterlichen Schutz gewährt.“

„Begleiten Sie denn die Gnädige nicht?“ fragt der Privatier.

„Weider verbietet es mir meine sehr beschränkte Zeit. Ich habe Betty nur bis hierher gebracht und bin froh, sie für den Rest der Reise Ihnen anvertrauen zu können. In drei Wochen hole ich dann mein Weibchen ab.“

Stengel dachte an seine eiferjüchtige Ehehälfte daheim. Gott, wenn die das wüßte! —

Aber ablehnen konnte er doch nicht und das kleine Abenteuer gefiel ihm ungemein. Er kam sich um zwanzig Jahre verjüngt vor.

Wie Silberglöckchen klang es, wenn seine fröhliche Begleiterin kicherte und dabei Zähnen zeigte, so weiß und spitzig, daß sie einer Mans Ehre gemacht hätten.

Unterwegs stieg eine alte Dame ein, die wohl von weit herkommend, sehr ermüdet schien. Galant nahm ihr der Privatier die Reisetasche ab und legte sie neben die seinige in das oberhalb der Sitze ausgespannte Netz. Dafür tat ihm die neue Mitreisende auch den Gefallen, sich sofort in eine Ecke zu schmiegen, und bald darauf verkündeten nicht gerade sanft säuselnde Atemzüge, daß sie in des Schlummergottes Armen lag.

Frau Weinberger wußte reizend zu plaudern und zu scherzen, hatte aber viele Wünsche und machte große Ansprüche. Der Kalbsbraten und die Schlachtwurst, welche ihr Stengel aus seinem reichen Vorrat anbot, veranlaßten sie zu einem geringschätzenden Rümpfen des zierlichen Näschens und zu einem ablehnenden: „Danke schön! Auf der Reise ziehe ich etwas Pikantes vor: Caviar, geräucherten Lachs oder dergleichen.“

Auf der nächsten größeren Station stieg der Herr Privatier aus, so unbequem ihm die Sache auch war, verschaffte sich für schweres Geld die gewünschten Leckerbissen und reichte sie, nebst einer Flasche feurigen

Weines seiner hübschen Begleiterin ins Koupee.

„Na, wenn ich aber das der Frau Gertrud erzählte!“ flüsterte ihm jemand, vorübergehend, ins Ohr und als er sich erschreckt umsah, blickte er in das verschmitzt lachende Gesicht eines Bekannten, der mit dem Finger drohte.

O lieber Gott! Kein altes Waschweib konnte geschwägiger sein, als der Bierbrauer Heinecke, der offenbar schnurstracks heimreiste, denn er kletterte soeben in den nach dieser Richtung abgehenden Zug.

Stengel lief winkend und rufend an das Fenster des Waggons, welches geöffnet wurde und bat: „Diskretion, verehrtester Freund, Diskretion.“

„Selbstverständlich!“ versicherte Heinecke pustend, vor Lachen. „Habe ich Sie aber jetzt erwischt! Gewiß und wahrhaftig alles andere hätte ich Ihnen eher zugetraut, Sie kleiner Tunichtgut, Sie verlarvter Don Juan! Na, wie gesagt, wenn ich das erzählen wollte — ganz Treuenbriegen stünde auf dem Kopf! Hi, hi, hi! Kapitaler Spaß! Ha, ha, ha!“

„Sie sind vollständig im Irrtum! Die Dame ist mir von ihrem Gatten anvertraut.“

„Ha, ha, ha! O Gott, o Gott! Hi, hi, hi!“

„Glauben Sie mir doch!“
„Ja, ja! Hi, hi, hi! Schon gut! Hören Sie nur endlich auf, oder ich ersäue!“

„Spaß bei Seite! Eine höchst ehrbare Dame.“

„Natürlich, natürlich! Heiliger Gambrinus, ist das ein famoser Wit! Wenn ich den zum besten gäbe —“

„Aber das werden Sie nicht! Ich erkläre Ihnen später alles und kann mich doch auf Ihre Diskretion verlassen?“

„Gewiß! Unter uns Männern schweigt man über dergleichen.“

„Der und schweigen!“ murrte Stengel, dem abfahrenden Zuge nachblickend. „Sähe ihm schon gleich! — Ein Glück, daß ich mich auf den glaubwürdigsten Zeugen, auf den Gatten der Dame berufen kann.“

Da ihm noch 15 Minuten Zeit blieben, meinte er diese nicht besser anwenden zu können, als indem er eine Zigarre rauchte und ein wenig promenierte.

Der Rentier schritt also in die Anlagen hinein. Da eilte jemand schleunigst hinter ihm her und schrie:

„Dort, das ist er! Haltet ihn fest!“

Verdutzt wandte sich Stengel um. Die ältere seiner beiden Reisegenossinnen stürzte, begleitet von



einem Bahnbeamten und einem Polizisten, atemlos auf ihn zu und kreischte:

„Was ist aus meiner Reisetasche geworden?“

„Lieber Himmel, sie steht bei der meinigen.“

„Und wo ist diese?“

„Im Netz, wo ich eigenhändig auch die Ihrige hingestellt. Haben Sie das vergessen?“

„O nein, denn ich leide, Gott sei Dank, nicht an Gedächtnisschwäche. Aber merkwürdigerweise sind, während ich schlief, mit der Person, in deren Begleitung Sie sich befanden, beide Reisetaschen verschwunden.“

„Was? — Verschwunden? — nicht möglich!“

„O doch! Und wenn ich nicht irre, waren Sie gerade im Begriff, ebenfalls zu verschwinden!“

„Madame, das ist eine Injurie, für welche ich Sie gerichtlich belangen werde!“

„Meinetwegen! Einstweilen belange ich Sie! Herr Polizist, ich fordere sofortige Sistierung dieses gemeingefährlichen Subjektes.“

„Ah, da hört ja alles auf! Ich bin doch der Privatier —“

Stengel verstummte plötzlich. — Konnte er unter solchen Umständen seinen Namen nennen? — Nein, nimmermehr des häuslichen Friedens wegen! —

„Ja, sobald Sie sich legitimieren, ist es etwas anderes“, sagte der Bahnbeamte, „also bitte!“

„Meine Papiere sind in der Reisetasche, die fort sein soll“, murzte der Hartbedrängte.

„Sie werden aber doch wohl wissen, wie Sie heißen und wo Sie wohnen“, bemerkte der Polizist.

„Natürlich — aber — ich habe meine Gründe vorläufig darüber zu schweigen.“

„Gut! Und wir haben unsere Gründe Auskunft zu verlangen. Also vorwärts!“

„Wohin denn?“

„Aufs Polizeibureau.“

„Auf keinen Fall!“

Jetzt kam auch der unheimliche Fremde zum Vorschein, gab sich als Geheimpolizist Seidel zu erkennen und erklärte: er sei schon lange einem Hochstaplerpaar auf der Spur und habe nach der Beschreibung geglaubt, dieses in den Personen zu erkennen, mit welchen der Festgenommene verkehrte. Doch mangelte es an ausreichenden Verhaftungsgründen. Jetzt könne jedoch kein Zweifel mehr herrschen und man müsse den Arrestanten zu näheren Angaben veranlassen.

„Mein Gott, was weiß denn ich? Wir sind die Leute ja ganz fremd!“ rief Stengel.

„Diese Behauptung ist höchst unglauwbüdig“, entgegnete Seidel. „Sie reisten mit der Dame.“

„Weil wir das gleiche Reiseziel hatten und ihr Gatte, Fabrikant Weinberger aus Berlin, sie unter meinen Schutz stellte.“

„Sie brachten der Person einen teureren Imbiß“, mischte sich seine Anklägerin mit kreischender Stimme

in das Gespräch, „und während ich dann todmüde wieder einnickte, machte sich die Glende mit meiner Reisetasche davon.“

„Mit der meinigen doch auch!“

„Um! Ein bekannter und oft ausgeführter Kniff“, rief der Polizist. „Man tut, als gehöre man selbst zu den Bestohlenen und unterdessen ist die gemeinschaftliche Beute längst in Sicherheit gebracht. Legitimieren Sie sich!“

„Meine Papiere sind ebenso wie mein Geld in der mir entwendeten Reisetasche.“

„Der Mann verwickelt sich in Widersprüche“, fiel Geheimagent Seidel ein. „Er bezahlte doch eingestandenermaßen kostspielige Erfrischungen für seine saubere Gefährtin.“

„Ja, ja, ja! So viel hatte ich zufällig noch im Portemonnaie, aber meine ganze, 800 Mark betragende Reisetasche ist mir nun abhanden gekommen.“

„Sieh, sieh! — Schaffner!“

Seidel winkte einen der Bediensteten herbei. „Erinnern Sie sich, daß ich mit dem Herrn da vormittags in ein- und demselben Kuppee fuhr?“

„Jawohl!“

„Nun gut! Er erklärte keinen Pfennig Geld bei sich zu haben und wollte mich anpumpen.“

„Ich machte diese Äußerung einfach deshalb, weil ich einen Übeltäter in Ihnen vermutete.“

„Lächerliche Ausrede! Wer nicht einmal seinen Namen und seine Adresse sagen kann —“

„Ich möchte nicht, daß meine Familienangehörigen von diesem fatalen Abenteuer erfahren; traf aber vorhin einen Bekannten, der nach Treuenbriegen zurück fuhr und sich für mich verbürgen wird. Ich will an ihn depeeschieren!“

„Schön! Wir werden uns einstweilen nach dem Herrn Fabrikbesitzer Weinberger in Berlin erkundigen. Jetzt begleiten Sie uns ins Polizeigebäude.“

„Ich füge mich der Übermacht, behalte mir aber vor, später Klage zu führen.“

„Setzen Sie Ihre Depesche auf! Die Beförderung erfolgt polizeilicherseits.“

„An Herrn Brauereibesitzer Heinede in Treuenbriegen“, schrieb der vor Aufregung Zitternde. „Reisetasche samt Geld und Legitimationspapieren weg. Bitte Bürgschaft, daß mein Name Christian Stengel und sofortige Zusendung von 800 Mark. Begleiche bei Rückkehr alles. Distretion! Adresse: Rathaus in A.“

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte der Polizist, auf das Wort: „Distretion“ zeigend.

„Sie sind doch wohl Junggeselle?“

„Nein.“

„Nun, dann müssen Sie doch wissen, daß man mitunter mal dies und das tut, was besser verschwiegen bleibt.“

„Es möchte einem Polizeibeamten übel anstehen,

dies und das zu tun, was er verheimlichen mußte", erwiderte der Interpellirte ebenso abweisend, als würdevoll. „Na, die Depesche wird besorgt und das Weitere findet sich!“

Schweigend, wenn auch nur mit mühsam verbissenenem Ingrimm, ließ sich der Herr Privatier in das ihm von der heiligen Hermandad bestimmte Nachtquartier bringen. Wenn das eine Erholungsreise sein sollte, so möchte ihn der liebe Himmel davor behüten, je eine zweite anzutreten! —

Am nächsten Morgen wurde er schon früh geweckt und zu dem Amtsrichter geleitet, welcher mit mißtrauischem Blicke anhub: „Auf unsere telegraphische Anfrage ging die Antwort ein, daß in Berlin ein Fabrikant Weinberger überhaupt nicht existiert.“

„So? Dann kann ich auch nichts dafür und bin eben selbst hereingefallen.“

„Was Ihnen Freund Heinede betrifft, so scheint er es nicht eilig mit der zu leistenden Bürgschaft und der Zusendung des Geldes zu haben. Vermuthlich hält es ebenso schwer, seine Existenz wie die des Fabrikanten Weinberger nachzuweisen. Ermüden Sie unsre Geduld nicht länger, sondern bekennen Sie sich als Mitschuldiger des Verbrecherpaares!“

„Nicht ins Geringsste! Ehe der Abend anbricht, werde ich glänzend gerechtfertigt dastehen, dann aber Gemüthung fordern für die mir widerfahrne Ehrenkränkung.“

„Quatschen Sie man bloß keinen Unsinn!“ fuhr ihn der Polizist an. „Wieder vorwärts nach Nr. 8!“

Stunde auf Stunde hartete Stengel vergebens der Befreiung. Ein Gefühl düsterer Verzweiflung bemächtigte sich seiner und Selbstmordgedanken schwirrten ihm durch den Kopf. Hoch oben im Fensterkreuz war ein schöner Nagel eingeschlagen, vielleicht auch kräftig genug. — Aber wo den nötigen Strick hernehmen und wie überhaupt dort hinauf kommen? —

In diesem schauerlichen Moment wurde die Thür geöffnet und der Gefängniswärter meldete: „Sie sind frei. Man erwartet Sie draußen.“

Als stimmten alle Engel ihre Jubelchöre an, wurde dem Erlösten zu Mute. Strahlenden Angesichts eilte er hinaus, den Retter zu bewillkommen, aber nicht viel hätte gefehlt, so wäre er kraftlos zusammen-

geknickt. — — — Nicht Freund Heinede stand da, sondern Gertrud, der weibliche Othello.

„Komme! Der Wagen hält an der Ecke!“ herrschte sie ihn an. — Wie ein Tier, das man zur Schlachtbank führt, folgte ihr der Tiefgebeugte. Schweigend stieg sie ein und befahl ihm, nur eine gebieterische Bewegung machend, neben ihr Platz zu nehmen.

„Trüdchen — woher wußtest Du denn“ — wagte Stengel endlich zaghaft zu fragen.

Ohne ihr Schweigen zu brechen, doch mit vernichtendem Blick, reichte sie ihm seine an Heinede gesandte Depesche.

„Dieser Verräter!“ fürchtete der Herr Privatier. „Unterstehe Dich nur einen Vorwurf wider ihn zu erheben! Der brave Mann tat was ihm die Pflicht gebot. Er glaubte die Sirene habe Dich so umstrickt, daß Du ihretwegen Schulden machen wolltest und

setzte mich deshalb von allem in Kenntnis. Allerdings liegt die Sache anders, aber entlastet ist Dein Sündenkonto deshalb nicht!“

Frau Gertrud hatte den Gebrauch ihrer Zunge wieder gefunden und nun gab es im Innern des Wagens eine Szene, von deren Beschreibung ich abstehe, denn:



Der Gefängniswärter meldet: „Sie sind frei. Man erwartet Sie draußen.“

„Niemand verlange zu schauen, Was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen!“ —

„Nach Treuenbriehen fahre ich vorläufig noch nicht zurück!“ erklärte Stengel endlich, sich zu energischem Widerstand aufraffend. „Eher stürze ich mich aus dem Fenster des Waggons auf die Schienen.“

„Pst! Nur nicht gleich wieder oben hinaus!“ entgegnete seine Frau. „Man muß eben mit Deinen Nerven rechnen und mit den Dummheiten, zu welchen sie Dich verleiten.“

„Ja, meine Nerven sind an allem schuld“, stimmte er weinerlich bei.

„Gut! Du sollst Deine Erholungsreise dennoch haben, aber ich werde Dich begleiten.“

„Wenn ich mir die Sache nach jeder Richtung hin überlege, ist es doch am Ende besser heim zu reisen“, äußerte er nach längerer Pause kleinlaut.

„Keineswegs! Lenchen ist einstweilen in einem Pensionate untergebracht.“

„Da hätten wir sie ja lieber gleich mitnehmen können; das wäre vielleicht noch billiger gewesen.“

„Das Kind soll nicht wissen, wie es mit uns beiden steht. Helene's wegen verzichte ich auf Ehescheidung, aber getrennt von Tisch und Bett sind und bleiben wir!“

„Na — ich muß mich darein fügen.“

„Die Kasse führe natürlich ich, und mit möglichster Sparfamkeit und Ordnung.“

Gesentten Hauptes ergab sich der Rentner in das Unvermeidliche. — Ach es war keine Vergnügungsreise, die er nun machte. — —

Seine 800 Mark blieben verschwunden, auch nach Festnahme des Verbrecherpaares; aber als er wieder in Treuenbriegen eintraf, rief Nanette:

„Jeses, Jeses! Der Herr ist ganz dünne geworden!“

„Das verdankt er mir!“ erklärte Frau Gertrud stolz lächelnd.

„Nächsten Sommer — —“

„Gib'ts keine Erholungsreise!“ fiel ihr Herr Stengel schauernd in die Rede. „Davon habe ich genug auf immer und ewig!“

Das Automobil.

Humoreske von B. Coronn.

In dem kleinen, nahe bei einem stark frequentierten Badeorte gelegenen J. . gab es seit langer Zeit zwei berühmte Wurstfabriken. Ihre Besitzer waren zu reichen Männern geworden und früher befreundet gewesen. Seit zwei Jahren aber herrschte eine gewisse Spannung zwischen ihnen. Stork hatte nämlich sein gutgehendes Geschäft verkauft und nannte sich Rentier, spielte in jeder Hinsicht den Vornehmen, und sah den immer noch als Wurstfabrikant tätigen Köder über die Achsel an. Das wurmte letzteren nicht wenig, trotzdem ließ er sich nicht ebenfalls zum Verkauf bewegen, ob schon seine Frau oft genug sagte: „Was Storks können, können wir auch.“

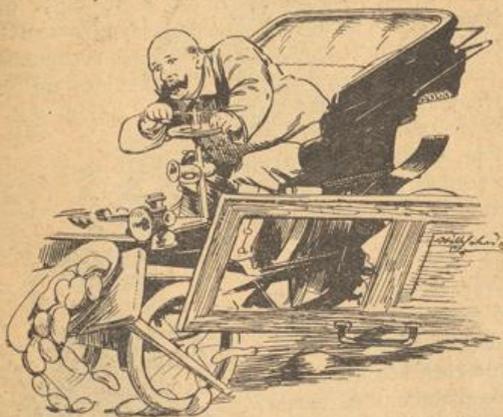
An einem prächtigen Apriltage des Jahres 1901 war das stille, idyllische J. . der Schauplatz einer aufregenden Szene. Die etwas abschüssige Chaussee entlang tastete ein schnaubendes Ungetüm, ein Wagen ohne Pferde, vor dem alles Reißaus nahm und mit Recht, denn der Lenker des Gefährtes, ein untersehter, korpulenter Mann, hatte die Herrschaft über dasselbe verloren, weil er sich als Neuling noch nervös und unsicher fühlte. Schreiend entfloh die Dorfjugend, mit lautem Getreisch stob eine Gänfeschar nach allen Richtungen auseinander, während zwei friedlich grasende Kühe erschreckt querselbein jagten.

Ein entsetzliches Konzert bellender und heulender Hunde begann, doch die Maschine sauste vorwärts und am Ende der Dorfstraße, wo diese eine Krümmung nach rechts machte, direkt in den etwas vorgebauten

Laden des Anton Köder hinein. Mirrend zersplitterten die großen Spiegelscheiben, der Ladentisch mit Marmorplatte wurde demoliert und an einer Stelle die Wand arg beschädigt. Glücklicherweise kam jetzt das Automobil, dessen Triebkraft nicht mehr stark genug war, um noch mehr Unheil anzurichten, zum Stehen. Hochrot vor Zorn eilte Meister Anton Köder herbei und rief mit weithin schallender Stimme:

„Ja, Frixe, bist Du denn ganz und gar toll und verrückt geworden? Das geht doch über die Hutchnur!

Kennt der den Leuten die Häuser ein! Wirf nur den Kirchturm wenigstens nicht um! Herr Gott, solche Narretei! Da könnt einer ja gleich aus der Haut drüber fahren. Dreißig Jahre bin ich hier am Fleck, aber dergleichen ist nie passiert. Himmel Donnerwetter, seit Du Deine Wurstfabrik nicht mehr hast, ist ja rein der Teufel in Dich geschossen! Sind denn Deine Beine etwa als Zuwage verkauft worden, daß Du nicht mehr zu Fuß gehen kannst, wie andere vernünftige Menschen? Erst ein Zweirad,



Die Maschine sauste direkt in den etwas vorgebauten Laden hinein.

mit dem Du bald da, bald dort anecktest und jetzt gar 'ne solche Höllenmaschine! Demnächst kommt wohl der Luftballon dran?“

„Wenn ich mir einen solchen leisten will, so werde ich Dich nicht erst um Erlaubnis fragen“, gab Stork gereizt zurück. „Das geht Dich überhaupt nichts an.“

„Und die schöne Bescherung hier wohl auch nicht? Das gibt einen teuren Spaß für Dich, mein Lieber!“

„Lasse den ganzen Krempel abschätzen. Ich bezahle



ihn Dir. Die Mar-
morplatte hat ohnehin
schon drei Sprünge ge-
habt. Kannst froh sein,
eine neue und statt der
eingestohlenen Lehm-
wand da drüben eine
massiv gebaute zu er-
halten. Ich komme auf
für diesen Schaden und
auch für Deine Bürste
und Speckseiten, die
unter dem Schutt und
unter den Glasplittern
liegen."

Gisch, gisch, gisch! machte ein
Lehrjunge. „Ja, natürlich! Den
Prozen spielen, das hast
Du immer trefflich verstanden."

„Und die Grobheit war von jeher Deine Spezialität!"
„Gisch, gisch, gisch!" machte ein vorbeilaufer
Lehrjunge und die jetzt einigermaßen beruhigte und
stark belustigte Einwohnerschaft von J., welche dicht
gedrängt die Unglücksstätte umringte, brach in lautes
Gelächter und Gejohle aus.

Ein junger Mann bahnte sich energisch den Weg
durch die festgestaute Menge und rief:

„Geht doch eurer Wege, Leute! Solche Unglücks-
fälle geschehen nun einmal, alles will erst gelernt und
ausprobiert sein", und zu Anton Röder gewendet,
fügte er hinzu: „Das Malheur ist ja gar nicht so groß,
Papa. Du kannst Dich in ganz ruhiger Weise mit
Herrn Stork einigen, dem dieser fatale Zufall wenig-
stens ebenso peinlich als Dir sein wird."

„Weiß schon, warum Du so redest", knurrte der
Wurstfabrikant, zog sich aber dennoch zurück und als
der Streit verstummte, zerstreute sich auch die Masse
der Neugierigen.

Ungefähr sechs Wochen seit dem ärgerlichen Er-
eignis waren verfloßen und der demolierte Laden
prangte in neuer Schöner, als Herr Fritz Stork nebst
Gemahlin und Tochter bei einem opulenten Gabel-
frühstück saßen. Man verzehrte eben den garnierten
Liptauer, welchen der Ex-Wurstfabrikant auf einer
Vergnügungsreise tadellos herzurichten gelernt hatte,
als der mit eleganter Livree besetzte Diener, dem
einen solchen zu halten erachtete der Rentier als
unerlässlich, Herrn Röder meldete.

„Bedaure, bin aber gegenwärtig nicht zu sprechen",
sagte Stork.

„Ach, Papa, das hiesse ja zeigen, daß Du Dich da-
mals geärgert hast", wandte sein blondhaariges Töch-
terlein ein.

„Soll sich etwa einer nicht ärgern über solch groben
Kloß?"

„Ein Mann wie Du muß zu verstehen geben, daß

dergleichen tief unter ihm liegt", kam Frau Lise dem
Mädchen zu Hilfe. „Es schadet gar nichts, wenn der
Herr Röder sieht, wie unser Frühstückstisch versorgt ist,
also: wir lassen bitten!"

Gleich darauf trat Meister Anton ein. Er war
förmlich feierlich heraus gepuzt, trug eine Rosen-
knospe im Knopfloch, einen sorgfältig eingewickelten
Gegenstand unter dem Arme und hatte weiße Hand-
schuhe an.

„Guten Morgen, alle miteinander!" sagte er. „Ich
komme wohl ungelegen? Nur ruhig weiter gegessen!"

„Wir lassen uns auch nicht stören, wie Sie sehen",
erwiderte die Frau Rentiere mit gnädigem Kopfnicken.
„Johann, noch ein Gedeck und die Schüssel mit der
Summer-Mayonnaise!"

„Besten Dank! Aber ich mache mir nichts aus der-
gleichen. Habe eben vorhin ein Stück heiße Blutwurst
gefrühstückt. Donnerwetter, die schmeckte aber! Da
kann sich einer alle zehn Finger danach ablecken. Er-
laube mir ein Pröbchen davon mitzubringen."

Dabei legte er einen länglichen Gegenstand auf
den Tisch.

„Sehr gütig von Ihnen", sagte Stork kühl. „Darf
ich fragen, was mir überhaupt die Ehre verschafft,
Sie hier zu sehen?"

„Na nu? — Bist wohl benebelt Frize? Seit
wann geht's denn per ‚Sie‘ zwischen uns?"

„Ich denke unsere letzte Unterredung wäre nicht
so freundschaftlicher Art gewesen, daß wir gerade
unbedingt das vertrauliche ‚Du‘ beibehalten müßten."

„Bist Du aber ein komischer Klauz!" lachte Röder
laut auf. „Machst mir mit Deinem Löff-Löff den



„Erlaube mir ein Pröbchen davon mitzubringen",
sagte der Wurstfabrikant.

ganzen Baden kaput und kehrt hinterher noch den Beleidigten heraus."

"Der Schaden ist repariert. Haben Sie vielleicht sonst noch eine Forderung an mich?"

"Nee, nee, nee! — Aber ein paar Worte im Vertrauen möcht' ich mit Dir reden, wenn's später möglich wäre —"

"Mein Mann hat keine Geheimnisse vor mir", erklärte Frau Lise kategorisch. "Du kannst hinausgehen, Paula."

Zögernd gehorchte die Kleine. Sie war ganz rot geworden und ihr Herzchen pochte laut. Eine leise Ahnung sagte ihr, was nun zur Sprache kommen würde.

"Um! — Ja, ja — prächtiges Wetter heute — sechszehn Grad im Schatten —" begann der Wurstfabrikant, nachdem minutenlang tiefes Schweigen geherrscht hatte.

"War es das, was Sie mir im Vertrauen mitzuteilen wünschten?" spöttelte der Rentier.

"Nein, das war's nicht. Ich wollte von meinem Sohn reden."

"Hat er dumme Streiche gemacht?"

"Nein, die macht der Hans überhaupt nicht. Freilich, wenn's nach mir gegangen wär, so hätte er demaleinst mein prächtiges Geschäft übernommen. Na — zwingen wollte ich ihn aber nicht. Er ist ein tüchtiger Ingenieur geworden."

"Gratuliere", sagte Stork kalt

"Ja also — und — Teufel noch mal, mit meinen Würsten weiß ich umzugehen, mit schönen Redensarten nicht. Drum kurz und bündig: ich komme als Brautwerber. Gibst Du Deine Tochter meinem Sohn?"

"Eben so kurz und bündig: nein!"

"Was? — Na, warum denn nicht? Die jungen Leute mögen sich leiden. Der Hans ist mein Einziger und erbt später alles."

"Sehr angenehm für ihn, wir haben jedoch andere Pläne und wünschen uns einen Schwiegerjohn, der Karriere machen kann."

"Das kann ein geschickter Ingenieur."

"Nun ja; wir denken aber an die Staatscarriere."

"Ach so! Ihr wartet wohl auf einen Minister?"

"Wenn auch nicht gerade das, so doch auf einen Bewerber, der große Ausichten hat, und überdies sage ich Ihnen aufrichtig, Herr Röder, wenn wir diesen Antrag überhaupt berücksichtigen sollten, müßten Sie sich selbstverständlich erst ins Privatleben zurückgezogen haben."

"Heißt das: ich müßte meine Fabrik aufgeben?"

"Ja, das heißt es. Auf einen Schwiegerjohn, dessen Vater am Hackfloß und Wurstkessel steht, verzichten wir."

"Donnerwetter, hast Du nicht auch da gestanden? Verdankst Du Deinen Reichtum etwa nicht dem Wurstkessel? Jetzt läufst mir aber die Galle über!" fing Anton Röder zu poltern an. "So viel liegt mir denn doch nicht an dieser Heirat, daß ich mich deswegen faul hinsetzen und im besten Mannesalter nichts mehr tun sollte. Sapperment, wenn Dir mein Sohn nicht gut genug ist, so muß er sich eben trösten. Ich aber bin zum letzten Male hier gewesen. Trage die Nase so hoch es Dir beliebt, meinewegen bis in die Wolken. Aus alter Freundschaft will ich wünschen, daß Du nicht eines schönen Tages recht empfindlich mit ihr irgendwo anrennst. Und nun Gott befohlen!"

"Dem habe ich ordentlich heimgeleuchtet. Der kommt sobald nicht wieder", sagte der Rentier triumphierend. "Ja, was ist denn mit Dir los?"

Die letzten Worte waren an Paula gerichtet, welche, die Augen voll Tränen, hereinsehlich und sich in eine Ecke setzte. — "Ich will den Hans Röder und keinen andern!" schluchzte das Mädchen.

"Du hast wohl gar gehorcht?"

"Ja, was über mich und mein Lebensglück verhandelt wird, werde ich doch wohl wissen dürfen."

"Dein Hans schlag Dir nur aus dem Kopf! Den kriegst Du nicht."

"Dann nehme ich überhaupt gar keinen."

"Das findet sich."

"Nein, das findet sich nicht! Entweder heirate ich den Hans oder bleibe ledig!"

"Gut! Vermehre meinewegen die Zahl der alten Jungfern. Jetzt aber den Mund gehalten und nicht mehr gemuschelt, sonst schlage ich drein!" donnerte der Herr Rentier.

Weinend lief Paulchen hinaus, während er zu seiner Gemahlin gewendet, erregt fortfuhr: "Die muß weg! Reise in ein Seebad mit ihr. Zum Beispiel nach Heringsdorf, wo wir schon einmal waren."

"Damit bin ich einverstanden", erwiderte Lise.

"Aber Du kommst doch mit?"

"Ja — das heißt, ich komme nach."

"Warum denn das?"

"Mein Gott, weil es so vornehmer ist", erklärte der Ex-Wurstfabrikant, welcher das Leben einmal genießen wollte ohne unter Kontrolle zu stehen. Er hatte sich bereits in aller Schnelligkeit ein nettes Pländchen zurechtgelegt.



„Hinter Deinem Wunsch, uns voranzuschicken, steckt etwas.“

„Unfinn! Möchte wissen was!“

„Das weiß ich auch nicht, werde es aber schon erfahren, wenn Du etwa Seitensprünge machst.“

„Verne doch Dich gewählter ausdrücken, Elisabeth. Ich habe hier noch Verschiedenes zu ordnen und es macht viel mehr Effekt, wenn ich um einige Tage später eintreffe und Dir irgend einen kostbaren Gegenstand mitbringe. Der Juwelier aus Berlin hat ja seinen Laden in dem benachbarten F. . . . für die diesjährige Saison wieder gemietet.“

„Und ein herrliches Armband, mit Perlen und Rubinen besetzt, im Schaufenster.“

„Nun eben — wer weiß, was geschehen wäre —“

„Ach Fritz, wenn Du mir eine solche Freude machen würdest —“

„Ja, das war eigentlich mein Plan, aber da Du darauf bestehst, daß wir zusammen reisen, so fällt er einfach ins Wasser. Auch gut! Es wäre überhaupt eine sehr bedeutende Ausgabe gewesen.“

„Nein, nein, mein Fritz! Ich möchte Dir den Spaß keineswegs verderben“, lenkte Frau Liese ein. „Wann darf man Dich in Heringsdorf erwarten?“

„Nun — sagen wir — nächste Woche. Ich bestimme natürlich noch Tag und Stunde der Ankunft.“

„Also es bleibt dabei. Ich reise morgen mit Paulchen ab.“

So geschah es.

Stork brachte die Damen zur Bahn, kehrte dann schleunigst nach Hause zurück, schrieb einen Brief an seine Frau, befahl dem Johann einen eleganten, kleinen Lederkoffer zu paden und auf dem Automobil zu besetigen und sagte, als auch das besorgt war:

„Nun paß mal auf! Ich habe eine wichtige Geschäftsfache zu erledigen. Darüber könnte wohl eine Woche hingehen. Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein sollen sich aber nicht beunruhigen, deshalb bringst Du diesen Brief nächsten Montag zur Post. Verstanden?“

„Verlassen sich der gnädige Herr ganz auf mich.“

„Töff, töff, töff!“

Da fauste der Selbstfahrer, welchen Stork jetzt auf Grund längerer Übung trefflich zu lenken verstand, mit rasender Schnelligkeit dahin.

Berlin, allwo man den von Paris erwarteten

Automobilisten einen glänzenden Empfang bereite, war das Reiseziel. Unterwegs fiel es dem Herrn Rentier ein, daß er das Armband zu erwerben vergessen habe, doch das war nicht schlimm, da sich das Hauptgeschäft in der Residenz befand.

Nach mehreren Unterbrechungen, weil er sich nicht zuviel zumuten wollte, langte Stork wohlbehalten an, machte aber die Entdeckung, daß sich der Ausflug über Erwarten teuer gestalten würde. Fremde aller Weltgegenden waren herbeigeströmt, und in verschiedenen Gasthöfen, bei welchen er vorfuhr, konnte man selbst um schweres Geld kein Plätzchen mehr erhalten.

Mit kritischen Blicden prüfte der Herr Rentier in einem feinen Restaurant, wo er zu Mittag speiste, seine Brieftasche und gefand sich selbst zu, daß es doch klüger wäre, nach dem allerdings auch nicht ganz billigen Heringsdorf zu reisen, als ein höchst eleganter

Mann um die Erlaubnis bat, an seinem Tisch Platznehmen zu dürfen und sich höflich vorstellte: „Baron von Kroned.“

„Rentier Stork“, erwiderte der Ex-Wursthfabrikant.

„Auch der Automobilfahrer wegen da?“ erkundigte sich der Aristokrat. „Wie ich vorhin sah, huldigen Sie ja selbst diesem Sport.“

„Ja — mein Motor steht hier unter der Loreinfahrt“, lautete die melancholische Erwiderung. „Finde ja nirgends Unterkunft und reise mithin wieder ab.“

„Aber das wäre ewig schade! Nein, nein, das dürfen Sie nicht!“

„Ja — im Freien kann ich

doch nicht kampieren.“

„Davon ist auch keine Rede, wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen?“

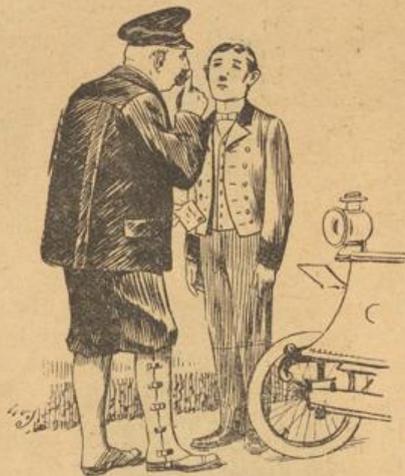
„O, Herr Baron, das wäre zu viel Ehre.“

„Ich bringe Sie in ein empfehlenswertes Haus, wo ich selbst logiere. Es wird gegenwärtig von einer vornehmen Dame, der verwitveten Frau von Lakrisch, die immer einige Zimmer zu vermieten hat, bewohnt. Bei ihr versammelt sich überdies allwöchentlich die beste Gesellschaft.“

„In der Tat sehr verlockend, aber ich fürchte, ein längerer Aufenthalt in Berlin dürfte sich doch sehr kostspielig gestalten.“

„Allerdings, wer mit seinen Mitteln zu rechnen hat und sparen muß —“

Es klang sehr kühl und gedehnt.



„Nun paß 'mal auf!“ sagte Stork zu Johann. „Nein, ich“

Hand wurde er
g. stellen:
„Das habe ich
„Aber also!
manche wird
für den ehe
Wohnung
ingen und sich
n. Dann befin
kmal der Herr
eigenen Eintr
mit einem Lieb
„In Angelt
mit Sie hier im
sollen kommen“,
Er bei Frau
se unterziehen
Der der Herr
hagen das D
ein females Di
kann gelichte
„Ich danke
„Nun aber die er
sich eine hübsch
den hagen un
richte es heiß
der Wägen. A
hagen gel
eigenständig
Ein Zimm
Rentier erig
ter noch das
achte, wol
kamenen u
„Haben
„Nun von L
„Nein, ich
mit“
„Nun, de
anziehen u
empfehlen
beides Besch
bedeutlich. Wo
würde er un
das Begrüß
genommen u
sollte. „Be
der“ hatte de
te will ich
bescheiden d
Zugspinn
„Nun man
wollen nach
wachte all

Stork wurde rot vor Verlegenheit und beeilte sich zu erklären:

„Das habe ich ja, Gott sei Dank, nicht nötig.“

„Nun also! Ihre vorhin gemachte Äußerung vermochte mich auch nicht zu täuschen. Ich erkannte sofort den echten Lebemann in Ihnen.“

Geschmeichelt verneigte sich Stork, ließ Champagner bringen und stieß wiederholt mit seinem neuen Freund an. Dann bestiegen beide das Automobil, welches diesmal der Herr Baron lenkte, fuhren in ein ziemlich entlegenes Stadtviertel und hielten an der Rückseite eines einsam stehenden kleinen Hauses.

„Ich klingelte deshalb nicht an der Vorderfront, weil Sie hier im Hofe gleich Ihren Selbstfahrer einstellen können“, erklärte Kroned. „Jetzt werde ich Sie bei Frau von Lakrisch einführen. Hoffentlich hat sie unterdessen nicht schon alles vermietet.“

War der Hof schmutzig und finster, so nahm sich dagegen das Treppenhaus, zu welchem man durch ein schmales Türchen gelangte, recht elegant aus. Der Baron geleitete seinen Schützling in einen kleinen Salon.

Bald darauf erschien die Dame des Hauses. Ob schon über die erste Jugend hinaus, war sie doch immer noch eine hübsche, tippige Frau, mit dunklen, brennenden Augen und blauschwarzem Haar, und Stork rieselte es heiß bis in die Fingerspitzen, als sie ihm, nach der üblichen Vorstellung, eine reizende, weiße, mit Ringen geschmückte Hand reichte und dabei ganz eigentümlich verheißend lächelte.

Ein Zimmer war glücklicherweise noch frei. Der Rentier erschraf förmlich über den geforderten Preis, der noch dazu für eine Woche vorausbezahlt werden mußte, wollte sich aber nicht zum zweiten Male blamieren und verzog deshalb keine Miene.

„Haben Sie viel Bekannte in Berlin?“ fragte Frau von Lakrisch.

„Nein, ich hielt mich hier immer nur vorübergehend auf.“

„Nun, da wollen wir uns angelegentlichst Ihrer annehmen und Sorge tragen, daß Sie sich bestens amüsieren“, sagte der Baron verbindlich und löste dieses Versprechen auch ein. Stork amüsierte sich herrlich. Wo die adeligen Herrschaften ihn hinbrachten, wurde er wie ein Prinz empfangen, aber Geld kostete das Vergnügen, umfomehr als man dahin übereingekommen war, daß der Rentier die Kasse führen sollte. „Bevor Sie Berlin verlassen, rechnen wir dann ab“, hatte der Baron gesagt. „Ist es Ihnen aber lieber, so will ich die nötigen Auslagen machen und Sie begleichen dann Ihren Teil.“

Dagegen protestierte Stork jedoch eifrigst. Er schwamm überhaupt in einem Meer von Bonnen, denn wann war er jemals so gefeiert worden? Man nahm natürlich die teuersten Tribünenplätze und wohnte allen zu Ehren der Automobilsfahrer ver-

anstalteten Festlichkeiten bei. Als sie vorüber waren, mußte der ehemalige Wurstfabrikant doch an die Abreise denken und diese auf den folgenden Tag festsetzen. „Leider zwingt mich die Notwendigkeit“, erwiderte er auf die bedauernden Ausrufe seiner schönen Wirtin. „Doch da fällt mir ein, daß ich noch etwas zu besorgen habe. Ein Armband für meine Frau. Versprochen ist es nun einmal.“

„Und Versprechen muß man halten!“ ergänzte Kroned. „Ich werde Ihnen ausfinden helfen.“

„Sehr gütig, doch müssen wir erst bei Bankier Meyer vorkommen, denn ich bin sozusagen: „blank.““

„Wer das Glück hat sich nur an seinen Bankier wenden zu dürfen, gehört zu den Beneidenswerten dieser Erde.“

Diesmal bediente man sich einer Droschke erster Klasse. Als diese vor dem betreffenden Bankgeschäft hielt, blickte ein eilig aus der nächsten Straße kommender Mann die beiden Herren lebhaft überrascht an und folgte dann dem Rentier nach, während der Baron im Wagen sitzen blieb.

„Herr Stork, auf ein Wort!“

„Ah sieh da, der Herr Ingenieur Röder! Sie bereiten sich auch dieses ziemlich kostspielige Vergnügen?“

„Ich bin keineswegs zum Vergnügen da, sondern weil man mich mit einem Bahnbau beauftragt hat. Zu meinem Erstaunen sehe ich Sie in Begleitung eines Marquis, dem ich schon früher in Homburg begegnete und der zu den gefährlichsten Glücksrittern gehören soll.“

„Warum nicht gar! Ein Kavaliere, den ich hochschätze: Baron von Kroned.“

„Wenn ich nicht irre, hieß er in Homburg: Graf Felbern.“

„Sie sind jedenfalls das Opfer einer Täuschung, Herr Ingenieur.“

„Möchten Sie es nur nicht sein!“

Mit einer hochmütigen Kopfbewegung wandte sich Stork ab.

Hans Röder eilte wieder auf die Straße, bestieg eine geschlossene Droschke und befahl dem Kutscher: „Fahren Sie in unauffälliger Weise jenem Wagen dort nach. Ein gutes Trinkgeld ist Ihnen sicher.“

Stork und der Baron besuchten einen Juwelierladen und dann ging's weiter in ein entlegenes Stadtviertel, wo beide das zwischen verschiedenen Bauplätzen stehende, elegante kleine Haus Nr. 24 betraten.

Hans merkte sich Straße und Nummer genau, von wahrhaft peinigender Sorge um Paulas Vater erfüllt.

„Heute wollen wir noch einmal ganz entre nous, recht fröhlich soupieren“, sagte Frau von Lakrisch, und lustig genug ging es zu. Die Stimmung war höchst animiert und wurde es von Minute zu Minute mehr.

„Zeigen Sie unserer verehrten Freundin doch das

Armband, welches Sie für Ihre Frau Gemahlin kauften", rief der Baron plötzlich.

Stork zog das Etui hervor und öffnete es.

"Entzückend!" bewunderte die Witwe, indem sie das funkelnde Geschmeide um ihren Arm legte. "Auf daß es Ihrer lieben Frau viele Freude mache!"

Der Rotwein, welchen Sie eingoß, mußte recht schwer sein, denn Stork, der doch sonst so ziemlich was vertragen konnte, lallte nur noch so und die Lider fielen ihm förmlich zu. Wenn er sie mit Gewalt aufriß, funkelte ihm etwas Feuerrotes vor den Augen: das Rubinarmband. Es umspannte immer noch das feine Handgelenk der Dame, welche einen Becher nach dem andern kredenzte. Dann schwamm endlich das ganze Zimmer in düsterrotem Licht. Der Rentier fühlte noch, daß man ihm Rock und Weste öffnete — dann wurde es dunkel und still. —

Eben wollte Hans Röder seinen Obliegenheiten nachgehen, als heftig angelopft wurde. Er öffnete. Zwei Damen standen auf der Schwelle: Frau Stork und Paulchen, beide mit verweinten Augen.

"Um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief er.

"Ein unerhörter Verrat!" erwiderte Diese. "Sehen Sie hier!"

Er nahm den dargereichten Brief.

"Ein Schreiben des Herrn Rentier."

"Vom 27. Juni datiert, während ich es schon eine Woche früher erhielt. Natürlich fuhr ich augenblicklich nach Hause u. erfuhr, daß Fritz gleich nach uns abgereist sei, den Diener aber beauftragt habe, diesen Brief erst am 27. abzuschicken. Johanns Dummheit und Bergeslichkeit machte diesen schändlichen Plan zunichte. Vor einigen Tagen sagte man mir: mein Mann sei mit einer Dame in Berlin gesehen worden. — Herr Röder, ich billige keineswegs, daß meine Tochter mit Ihnen korrespondiert, da ich aber auf diese Weise Ihre Adresse erfuhr, so bitte ich jetzt, daß Sie mich bei meinen Nachforschungen unterstützen. Ich war bereits bei Bankier Meyer und hörte: Fritz habe gestern eine größere Summe erhoben."

"Gnädige Frau — ich weiß nicht — ich hoffe — Sie ängstigen sich gewiß umsonst", flammelte Hans, der doch den Vater des geliebten Mädchens nicht bloßstellen wollte.

"Verschaffen Sie mir Gewißheit und Sie sollen

eine treue Verbündete gewonnen haben. Denn mein Wort gilt im Hause!"

Das wußte Hans freilich längst und von der Ansicht ausgehend, daß sich jeder selbst der Mächte sei, beschrieb er die gestrige Begegnung, seinen Verdacht und das Resultat der angestellten Nachforschungen.

"M. . . Straße 24? Wir fahren sofort dahin!" rief Frau Stork.

Es geschah, doch allen Klingeln ungeachtet, blieb die Türe verschlossen.

"Das Haus hat noch einen zweiten Eingang durch den Hof", sagte der Ingenieur.

Man eilte nach der Rückseite, klopfte und rief. — Vergebens. —

"Da könnt Ihr lange Spektakel machen. Hier ist Keener nich", äußerte ein kleiner schmutziger Junge, der von einer Fettbemme abbiß. "Die sind heut' ganz früh mit dem Ding, was so schnauzt, abgefahren, hat Mutter gesagt." "Wer ist abgefahren?" schrie Frau Stork. "Na, der Herr und die Dame."

"Fasse Dich doch, liebe Mama", schluchzte Paulchen.

"Nein, nein, nein, das kann ich nicht glauben", rief Röder. "War der Herr klein und dick?"

"Nee, lang und dünn."

"Also hören Sie, meine Gnädige. Er ist es nicht gewesen, sondern der Pseudo-Baron, der mit seiner Helfershelferin durchging und das hier eingestellte Automobil stahl."

"Entzückend!" bewunderte die Witwe.

"Aber was ist denn dann aus Fritz geworden? Gott im Himmel, wenn man ihn ermordet hätte!"

"Papa, o lieber, armer Papa!" kreischte Paulchen.

"Ängstige Dich nicht, Geliebte", beruhigte der Ingenieur, obgleich selbst ganz blaß geworden. "Ich hole die Polizei! Der Wagen ist noch zur Stelle." Er stürmte fort und kehrte bald darauf mit zwei Polizisten wieder.

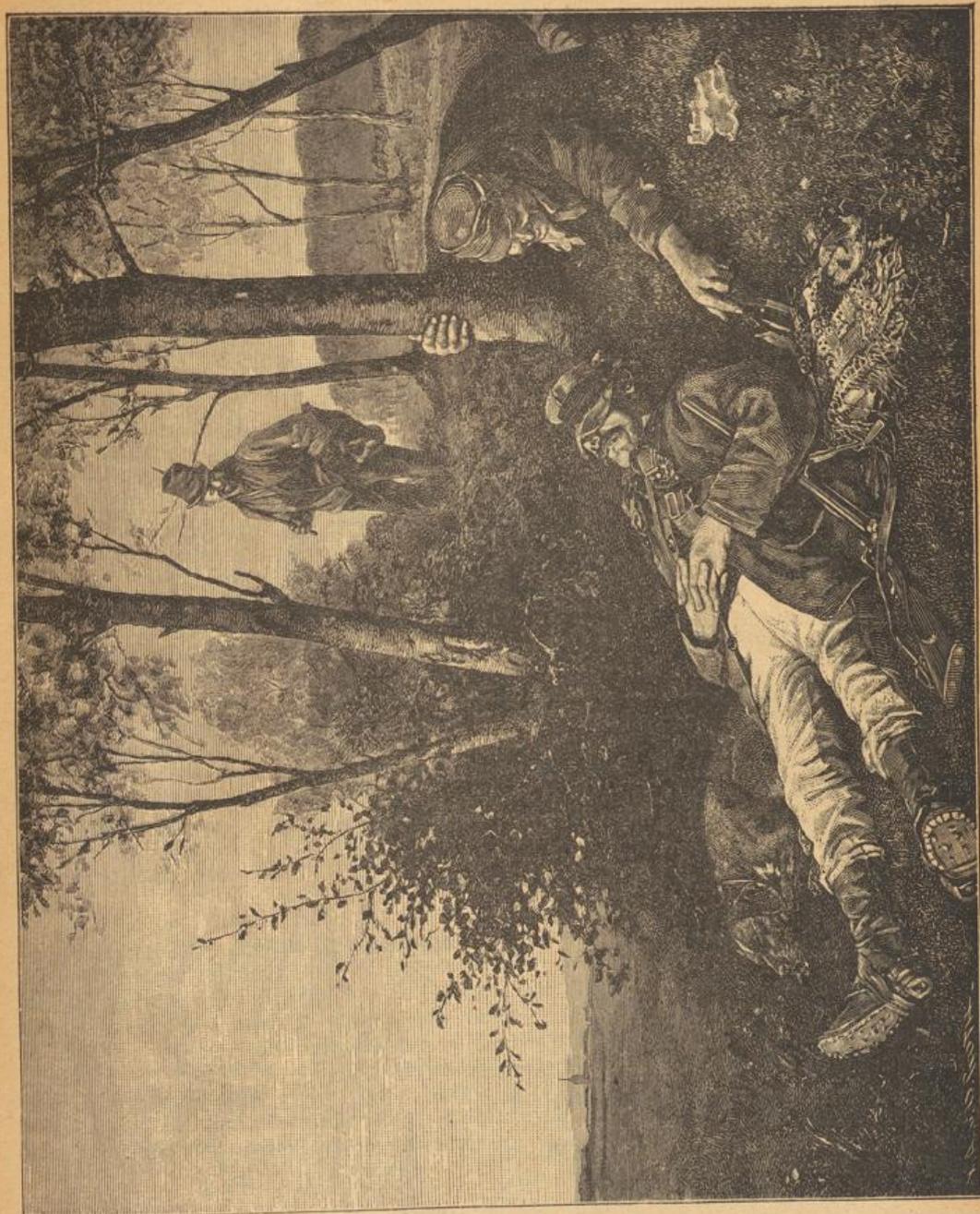
Ein Krach, und die Türe flog auf.

Verschiedene Zimmer wurden vergebens durchsucht, dann schrie Paulchen: "Da liegt Papa und ist tot!"

"O weh, jetzt gibt's gleich zwei Leichen!" rief der Polizist, dem Frau Stork ohnmächtig in die Arme gefallen war.

"Nein, nein, er lebt ja!" widersprach Hans. "Seht doch: er richtet sich auf."





Humoristisches.

Sein Standpunkt. Der Lehrer spricht mit den Kindern über Bekleidungsgegenstände. Lehrer: „Welche Bekleidung haben die Menschen für die Hände?“ Peter: „Hosentaschen.“

Außer Gefahr! Mutter (zur Tochter, die ihrem Bräutigam, mit dem sie sich vor acht Tagen verlobt hat, ein Beefsteak macht): „Gina, jetzt kannst du das Ei auf dem Beefsteak schon weglassen!“

Wirklich nahm der lang auf dem Divan hingestreckte Rentier jetzt eine sitzende Stellung ein und blickte mit fabelhaft albernem Ausdruck umher, dabei beständig lallend: „Frau von Lakrisch — Herr Baron —“ plötzlich faßte er sich an den Kopf und rief: „Jesus, ich bin wohl verrückt? Das ist doch unmöglich, daß meine Olle da ist?“

„Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Tochter sind in der Tat hier“, sagte der Ingenieur, „aber die sauberen Bewohner dieses Hauses suchten das Weite u. bedienten sich, um schneller fort zu kommen, Ihres Automobils.“

„Was, was?“ rasi er nüchtern sprang Stork auf.

„Mein Motor gestohlen? Die haben mir was in den Wein gemischt! Wo ist das Armband für 500 Mark? Wo ist meine Brieftasche, meine Uhr? Alles weg! Da schlage doch der Teufel drein! Ihnen nach!“

„Damit wir erst recht zum allgemeinen Gespött werden!“ entgegnete Frau Liese bitter. „Geh hinaus, Paulchen!“

Weinend gehorchte das Mädchen und die gekränkte Gattin fuhr fort: „Hätten wir keine Tochter, so würde

ich jetzt sofort auf Scheidung antragen, aber des Kindes wegen sei der Skandal vermieden. Wir wollen bei der Polizei darum einkommen, daß diese häßliche Geschichte, soweit sie uns betrifft, nicht weiter in die Öffentlichkeit dringt. Wir waren eben beide, um uns



„Was, was!“ rasi er nüchtern sprang Stork auf.

von dem korrekten Verhalten unseres zukünftigen Schwiegerohnes zu überzeugen, in Berlin statt in Heringsdorf. Verstehst Du?“

„Ja, wer soll denn überhaupt unser Schwiegerohn sein?“

„Der Herr Ingenieur, welcher mit schmeichelhaften Aufträgen beehrt ist und dessen Solidität manchem älteren Manne zum Vorbild dienen könnte.“

„Der Hans? — Nun ich dachte mir —“

„Du wirst besser tun, Dir künftighin überhaupt nichts mehr zu denken.“

Vierzehn Tage später wurde Verlobung gefeiert.

„Aber auf daß die Freude ungetrübt ist, verjöhnt Euch doch wieder“, raunte Anton Röder der Frau Liese, welche ihren Gatten immer noch mit Eiseskälte behandelte, heimlich ins Ohr.

„Fritz ist Lust für mich“, erwiderte sie schroff.

„Nun, gestern hab ich ihn gewogen. Zehn Pfund ist er schon leichter geworden. Soll er denn noch die Auszehrung kriegen, vor Gram u. Schmerz?“ Frau

Liese hatte ein gutes Herz.

Sie wischte sich mit dem Zipfel der Serviette über die feuchten Augen, reichte dem Sünder die Hand und sagte bewegt:

„Ich verzeihe Dir, Fritz. — — Aber einmal in die Sommerfrische vorausgereist und nie wieder!“

Humoristisches.

Eine zarte Seele. Während einer kleinen Teeegesellschaft wird das Lokalblatt gebracht, und der Sohn des Hauses liest auf allgemeinen Wunsch die neuesten Neuigkeiten vor, unter andern folgende:

„Gestern nachmittag wurde der Laufbursche des Kaufmanns N. von einem zufällig freien Kettenhunde am linken Oberarm zerfleischt, so daß die Ueberführung des Schwerverletzten nach der Kgl. Klinik angeordnet werden mußte.“

„Ach, das arme Tier,“ flötete mitleidig ein älteres Fräulein.

„Tier?“ rang es erstaunt zurück.

„Nun ja,“ seufzt die holde Dame, „das hat doch deshalb gewiß furchtbare Prügel gekriegt!“

Gelöstes Problem. Der Tuchwarenhändler Giesede ist mit einem weiblichen Zwillingspärchen beschenkt worden. Er zerbricht sich nun den Kopf, welche Vornamen die beiden kleinen Dingerchen erhalten sollen, aber wie er auch sein Gedächtnis anstrengt, er kommt mit seinen Gedanken infolge seiner tuchhändlerischen Tätigkeit immer wieder auf Meter und Elle zurück. Aber plötzlich hat er die Lösung: „Meine Töchter sollen Meta und Ella heißen!“

Kinder-Aufnahmen. Eine Frau möchte ihre Kinder photographieren lassen und erkundigt sich deswegen beim Photographen nach dem Preis: „Das Duzend 8 Mark!“

„Na, da komm' ich nächstes Jahr noch mal wieder, bis jetzt habe ich erst elf Kinder!“

Schleichendes Gift.

Erzählung von B. Rittweger.

„Hättest Du was dagegen, Lieber, wenn ich morgen früh nach Nordburg führe, um dort Besorgungen zu machen? Meine Schneiderin, weißt Du ja, hat sich verheiratet, und ich kann durchaus keine andere hier finden. Ich möchte deshalb meine besseren Sachen in Nordburg arbeiten lassen. Donnerstag kommst Du ja doch immer spät zum Essen, da bin ich wieder zurück. Ja?“

„Aber, Herz, wozu die lange Rede? Mach das doch ganz, wie Du willst. Kurt und Lotte sind ja gut aufgehoben bei der Anna.“

„Natürlich; das Mädchen ist so zuverlässig, und die Kinder hängen an ihr. Und die Mine kocht selbständig. Sonst könnt' ich auch nicht fort. Also abgemacht. Und nun gute Nacht, Ernst. Ich bin recht müde, und wenn man eine Reise vorhat —.“ Frau Helene küßt den Gatten und schmiegt sich innig an ihn.

„Hör mal, Liebchen, es fehlt Dir doch nichts? Dein Herz klopft so stark, und Du siehst auch blaß aus. Es ist mir seither schon aufgefallen.“ Der Amtsrichter schiebt seine Gattin etwas von sich u. blickt sie forschend an. Sie errödet unter diesen Blicken, und ihre Stimme

klingt nicht ganz unbefangen, als sie erwidert: „Fehlen, was sollt' mir fehlen, Ernst? 'n bißchen Herzklopfen kann jeder mal haben, und blaß — ich habe doch nie viel Farbe.“ „Freilich nicht, Liebling, Ich bin nur immer so ängstlich, wenn sich's um Dich handelt. Das weißt Du ja. Nicht mal bei den Kindern hab ich die Empfindung. Nur bei Dir — ach Du, das kommt eben davon, wenn man sich so lieb hat. Vielmehr, weil ich Dich so ganz un menschlich, so ganz unerhört lieb habe. Dann daß Du mich auch — nein. Helene, so lieb kannst Du mich ja gar nicht haben! Ich glaube, eine solche Liebe, wie die meine, die — ach, ich bin ein närrischer Kerl! Aber es ist mir eben immer noch manchmal, als ob es gar nicht möglich sein könnte, daß Du holdes, junges Geschöpf mich, der doch schon kein Jüngling mehr war, wirklich und wahrhaftig als freier Neigung gewählt hast. Sieh, es ist mir oft wie ein Traum, daß das vielbewunderte, vielumschwärmte Freifräulein v. Hülsberg zu dem Mann —“

„Nun schweig aber still, Du Böser, Du Bestler! So oft hab ich Dir's schon versichert, wie ich Dir's nie genug danken kann, daß Du um mich geworben hast. Vielbewundert! Jawohl —“ ein bitterer Ton ist jetzt in der Stimme der jungen Frau — „vielumschwärmt! Preisgegeben den zudringlichen Huldigungen der Männer, die der eigene Vater begünstigte! Ach Gott, laß mich nicht dran denken — es war oft schrecklich. Und ich war so allein, so verlassen: Und diese Abende — Spiel und Trunk füllten sie aus, und ich mußte die Wirtin machen, als ich kaum die Schule verlassen. Und die Kosten trugen die Gäste! Entsetzlich! Und

von all den Männern, die sich um mich drängten, um das arme Freifräulein, das einen so sonderbaren Vater hatte, dachte keiner daran, mich zu seinem Weibe zu machen. Und Du hattest das alles mit angesehen, als unser nächster Nachbar, und als das „lustige“ Leben bei uns aufhörte, als der Vater gelähmt dalag, da kamst Du und batest um meine Hand. Und es kam ein Gefühl über mich, so ein heimatliches, geborgenes, und ich wußte, mit einem Mal, ich hatte Dich schon lange lieb, wohl gerade, weil Du so anders warst, als



„Aber, Herz, warum die lange Rede? Mach das doch ganz, wie Du willst. Kurt und Lotte sind ja gut aufgehoben bei der Anna.“

die Herren, die bei uns verkehrten. Ach Ernst, und wenn ich 100 Jahre lebte, ich könnt' Dir nicht genug danken! Und das hab ich mir geschworen am Altar, daß Du durch mich keine trübe Stunde haben sollst, solange mich Gott an Deiner Seite läßt. So, Du Ungläubiger, bist Du nun überzeugt, daß ich Dich lieb habe, ebenso lieb, wie Du mich? Glaubst Du's mir?“

„Ja, Helene, ich glaube Dir. Es wär' ja auch nicht zu ertragen, könnt' ich's nicht. Und Du bist gesund, Lieb, ganz gesund?“

„Natürlich, Ernst, ganz gesund. Nur arg müde. Ich bin heute mit den Kindern so lange draußen gewesen.“ „Dann geh' schnell zu Bett, Herz. Ich habe noch etwas zu arbeiten.“

„Setz noch, Lieber? So spät?“

„Ja, es muß sein. Ich muß die Zeit ausnützen. Nicht mehr lange in dieser Weise. Sobald meine Erläuterungen zum Erbrecht nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch fertig sind, gibts Ruhe. Cher nicht.“

Du kennst mich ja. Wenn nichts Störendes dazwischen kommt, hoff' ich das Buch diesen Herbst noch in Druck geben zu können. Ich verspreche mir viel davon. Ich weiß, daß die Arbeit etwas wert ist und meinen Namen bekannt machen wird."

"Du ehrgeiziger Mann!"

"Für Dich, Helene, nur für Dich! Oder wenigstens in erster Linie für Dich. Denn mein persönlicher Ehrgeiz — ich möcht' den Drang, aus dem Staatsdienst herauszukommen, um mich ganz freier wissenschaftlicher Arbeit widmen zu können, am liebsten in einer Universitätsstadt, nicht so nennen. So, aber nun endgültig gute Nacht, Lieb. Ich komme in einer Stunde und hoffe Dich fest schlafend zu finden."

Noch ein herzlicher Kuß, und Frau Helene geht. Im Schlafzimmer angelangt, sinkt sie aufs Bett und birgt ihr Antlitz in beide Hände. Nicht weinen, nur nicht weinen! Stark sein bei aller inneren Angst, damit er nichts merkt, der beste gütigste Mann, dem sie alles dankt, was ihr das Leben wertvoll macht.

Im Nebenzimmer schlummern die Kinder. Anna ist noch nicht bei ihnen. Frau Helene tritt an die Betten und küßt die lichten Bäckchen ganz vorsichtig, um die Schläfer nicht zu wecken. Seit Ernst so eifrig an seinem Werk arbeitet, ist die Einrichtung getroffen die Kinder mit dem Mädchen schlafen Bäckchen zu lassen. Er braucht seine ungestörte Nachtruhe. Die Hände gefaltet, steht die junge Frau lange in tiefem Sinnen. Dann wendet sie sich mit einem Seufzer ab und sucht die Ruhe, ohne sie zu finden.

Als der Amtsrichter nach fast zwei Stunden das Schlafzimmer betritt, scheint Helene fest zu schlafen. Sie regt sich nicht, und er hat keine Ahnung, daß Angst und Sorge vor dem kommenden Tag sie wach erhalten.

* * *

Bei Fräulein Adele Merker, einem alleinstehenden „späten Mädchen“ sind einige gute Freundinnen zum Nachmittagskaffee versammelt. Die Unterhaltung ist im besten Gang. Eben ist man bei den neuen Herbsthüten angelangt, und eine der Damen bemerkt: „Frau Amtsrichter Rothe hat einen ganz aparten, schwarz mit weiß. Natürlich aus der Residenz. Sie bezieht ja neuerer Zeit alles aus Nordburg. Hier ist's dem geborenen Freifräulein wahrscheinlich nicht gut genug."

„Wahrscheinlich. Sie fährt jeden Donnerstag

hinüber, schon seit ein paar Wochen. Ich sah sie allemal ankommen, mit Schachteln und Paketen beladen."

„Sonderbare Liebhaberei!"

„Allerdings, sehr sonderbar." So bestätigt die Gastgeberin, und nach kurzem Besinnen fährt sie fort: „Übrigens, da steckt auch noch 'was dahinter. Beforgungen wird sie schon machen, damit das Kind einen Namen hat, dem Mann gegenüber. Hahaha! Ich könnt' Ihnen Dinge berichten, Dinge!"

„Ach wirklich, beste Merker —" die Damen rüden unwillkürlich näher zusammen und lassen die Handarbeiten sinken — „wirklich?"

„Wirklich! Doch, es ist am Ende besser, zu schweigen."

„Aber Liebste, Sie werden uns doch nichts vorenthalten, uns, Ihren besten Freundinnen!"

„Ja, es ist so 'ne Sache. Ich weiß doch nicht, ob — man kann da leicht in des Teufels Küche kommen."

Und ich klatsche überhaupt nicht, grundsätzlich nicht, das ist ja bekannt."

„Und überhaupt klatschen, das tun wir doch alle nicht. Aber wenn es sich um Tatsachen handelt! Und ich muß gestehen, die Residenzfahrten der Frau Amtsrichter, dieser hochnässigen Person, kommen mir auch mindestens sonderbar vor."

„So? Na ja, große Kombinationsgabe gehört ja auch nicht dazu. Bisher hat sie doch auch hier, was sie brauchte. Es hat eben

alles seine Gründe. Aber ich sage doch lieber nichts. Sie müßten mir denn fest versprechen, daß es ganz unter uns bleibt. Gott, wenn man sich nicht mal bei seinen besten Freundinnen aussprechen dürfte, das wär' freilich schlimm. Und wo es sich noch dazu um was Moralisches handelt! Also, aber ganz unter uns —"

„Natürlich, beste Merker, ganz unter uns, das ist doch selbstverständlich. Wie können Sie glauben, daß davon etwas laut würde? Nun spannen Sie uns aber nicht länger auf die Folter. Also, um 'was Moralisches handelt sich's?"

„Im, ja, sozusagen, das heißt, uns Gegenteil natürlich. Leider! Hören Sie nur. Ich hatte gleich meine Gedanken wegen der häufigen Reise der Frau Amtsrichter. Sie ja auch, liebe Freiberg, wie Sie eben bemerkten. Himmel, ich bin weit entfernt, dem Menschen immer gleich Böses zuzutrauen, aber bei der aparten Person! Und bei Amtsrichters stimmt's schon lange nicht ganz. Sieht man das Paar wohl jemals zusammen?"



Frau Helene tritt an die Betten und küßt die lichten Bäckchen ganz vorsichtig, um die Schläfer nicht zu wecken.



„Also, aber ganz unter uns.“ — „Natürlich, beste Merker, ganz unter uns, das ist doch selbstverständlich.“

Immer läuft sie mit den Kindern herum, und wenn man sie nach dem Mann fragt, so heißt's: Ach, er hat so viel Arbeit. Na, mein Vater war auch Amtsrichter, aber der hatte immer Zeit für seine Familie. Es ist ja freilich kein Wunder, daß die Hülsberg den Rothe nur um der Versorgung halber geheiratet hat, das weiß doch jeder. Nachher kommt's eben so. Sie hat ihn eingefangen, richtig eingefangen, nachdem sie lange genug mit den Offizieren kokettiert und sich von ihnen den Hof hatte machen lassen. Leider kommt' sie ja keinen heiraten, weil die Moneten fehlten. Das muß' sie gut genug. Und bei diesem Vater! Na, er ist tot, und von den Toten soll man nur Gutes reden. Ja, wenn die Hülsberg nicht gewesen wäre, dann hätt' der Amtsrichter eine ganz andere Frau, eine, die zu ihm paßt, aus einer soliden Beamtenfamilie, eine, die sich nicht zu gut dünkt, mit den Leuten hier zu verkehren. Na, das ist nun einmal so. Ob's freilich so bleibt, das muß man abwarten.“ Die Sprecherin hält einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen, dann fährt sie fort: „Also, um zur Hauptsache zu kommen. Die Reisen der Frau Amtsrichter kommen mir etwas verdächtig vor. Ich bitte Sie, als ob's hier nicht genug Geschäfte gäbe! Wenn ich denke, bei meiner Cousine Großbach bekommt man stets das Neueste in Fuß. Und ich frage Sie, hat die Rothe eigentlich jemals 'was Besonderes an? Sie putzt sich ja nicht 'mal. Das ist auch so 'ne Koketterie von ihr, diese gesuchte Einfachheit! Ja so, also die Reisen. Ich hatte gestern vor acht Tagen auch vor, nach Nordburg zu fahren. Tags

zuvor traf ich die Rothe und fragte, ob ich mich ihr anschließen dürfte. Zu zweien sei's doch unterhaltlicher. Da hätten Sie 'mal das verlegene Gesicht sehen sollen. Und die 'Ausflüchte! Sie wisse noch nicht ganz bestimmt, ob sie wirklich dabei bliebe, und dort habe man ja doch nicht dieselben Wege und 'man sei dann gebunden. Sie hätte auch beim Zahnarzt zu tun, hätte erst angestragt bei ihm. Kurz, ich merkte, sie wollte nicht. Na, aufdrängen tu' ich mich nicht. Ich fuhr allein, mit dem allerersten Zug um 7 Uhr. Als der zweite kam, den die Frau Amtsrichter immer benutzt, da war ich gerade zufällig in der Bahnhofstraße, nein zufällig, denn spionieren, das ist nicht meine Sache. Aber ich konnt's nicht hindern, daß ich sie von weitem sah. Sie kam eben von der Bahn, eilig und mit gesenktem Kopf, das verkörperte böse Gewissen, ging sie ihres Wegs, ohne mich zu bemerken. Na, nun paßte ich natürlich auf und wo landete sie? In einem großen eleganten Haus in der Steinstraße. Ich erkundigte mich, die Hausnummer hatt' ich mir

gemerkt, in einem Geschäft in der Nähe, wer da wohnt. Nun raten Sie 'mal, raten Sie mal, meine Damen. Es ist haarsträubend! Sie erraten's auch nicht. Der Baron von Holzendorff, wissen Sie, der früher hier gestanden hat, und der jetzt a. D. ist, und der das



„Tags zuvor traf ich die Rothe und fragte, ob ich mich ihr anschließen dürfte.“

unmensächlich viele Geld von seinem Onkel geerbt hat, und der einen Lebenswandel führt — na — stadtbekannt in ganz Nordburg. Ich weiß es von meiner Cousine."

"Ach!" "Das ist entsetzlich — "Nicht zu glauben."

"Der hat ja früher beim alten Hülsberg verkehrt."

"Und für die schöne Helene lichterloh gebrannt — "

"N bildhübscher Mensch war's! Den hätt' sie natürlich gern genommen, die Hülsberg; wenn er damals schon das Geld gehabt hätte, wär' sie heute nicht Frau Amtsrichter Rothe."

"Schade, daß die Erbschaft zu spät kam!"

"Nun, zu spät doch nicht, wie die Ereignisse beweisen."

"Man darf gespannt sein, wie sich das entwickelt."

"Vielleicht war's doch nur Zufall, beste Merker; es kann ja sonst noch jemand in dem Haus wohnen."

"Es kann, natürlich. Aber wo's so auf der Hand liegt. Denken Sie doch nur, daß sie mich absolut nicht dabei haben wollte." Die Dame, die den Einwurf gewagt, schweigt beschämt stille, und Fräulein Adele fährt fort: "Hören Sie nur weiter. Am folgenden Donnerstag, also gestern, fuhr ich wieder nach Nordburg. Ich hatte meiner Cousine versprochen müssen, sie bald wieder zu besuchen, da ich das erste Mal nur ein halb Stündchen Zeit für sie gehabt hatte. Ich bemühte wieder den ersten Zug, und diesmal, das gesteh' ich, mach' ich mir extra den Weg, um zu sehen, ob mein Verdacht begründet war. Ich spioniere sonst nie, wie Sie wissen. Wichtig, meine Frau Amtsrichter kommt wieder eilig angegangen und verschwindet wieder in dem betreffenden Haus, ohne nach rechts oder links zu sehen. Und einen dicken Schleier hatte sie vorm Gesicht. Später ging ich noch zum Zahnarzt und erwähnte die Rothe. Sie ist auch stets bei Dr. Haber. Was muß' ich hören? Daß sie seit einem halben Jahr nicht bei ihm gewesen ist, und daß er sie erst für Januar wieder zum Nachsehen bestellt hat! Na, was sagen Sie nun?"

Triumphierend blickt Fräulein Merker um sich, und alle geben zu, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Dann nimmt sie nochmals das Wort: "Aber natürlich, meine Damen, ganz unter uns. Ich möchte nicht um die Welt — es wär' mir ganz unfählich peinlich, das können Sie sich denken. Obgleich's ja eigentlich Pflicht wäre, dem armen Mann die Augen zu öffnen. Aber was mich nicht brennt, das blase ich nicht. Das ist

mein Grundsatz, und von meinen Grundsätzen geh' ich nicht ab."

"Da haben Sie ganz recht, liebste Merker. Man wird sich hüten, sich in solche Geschichten zu nisten."

"Man kann nicht vorsichtig genug sein."

"Ganz meine Meinung! Aber entsetzlich ist's, ganz entsetzlich! Der arme betrogene Mann! Dem bleibt doch nichts übrig, als sich scheiden zu lassen."

"Wenn er's erfährt."

"Erfahren tut er's sicher. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen." So spricht Fräulein Merker mit wahrer Grabesstimme und setzt hinzu: "Aber von mir aus nicht. Um keinen Preis. Ich habe kein Wörtchen gesagt."

Zu schnell schlägt heute den Damen die Abschiedsstunde. Das interessante Thema ist gar nicht zu erschöpfen, und nur das behagliche Gefühl, mit einer solchen Neuigkeit heimzukommen — „zu Hause“ natürlich wird's jede erzählen — und das erhebende Bewußtsein, nicht zu sein „wie diese“, erleichtert die Trennung.



"Diesmal, das gesteh' ich, machte ich mir extra den Weg, um zu sehen, ob mein Verdacht begründet war."

Bei Amtsrichters geht das Leben seinen gewohnten stillen Gang. Ernst Rothe steht tief in seiner Arbeit und genießt in den wenigen Mußestunden seine behagliche Häuslichkeit, in der er stets seine liebste Erholung findet. Auch Frau Helene fragt wenig nach der Außenwelt. Ihr genügt der Verkehr mit Mann und Kindern, und in ihrer freien Zeit liebt sie es, sich mit guter Lektüre zu beschäftigen. Ihre Wangen haben jetzt wieder etwas Farbe und eine ruhige Heiterkeit liegt über ihrem ganzen Wesen. Ihr Gatte hat seither keinen Anlaß gehabt, sich um ihre Gesundheit zu

ängstigen. — Die etwas abgeschiedene Lage der kleinen Villa begünstigt dieses Stilleben noch. "Mein Haus, meine Burg!" Das ist ein Lieblingswort Helenes. Sie hat als Mädchen wenig Anschluß im Städtchen gehabt. Das lag an den eigentümlichen Verhältnissen ihres Vaterhauses. Ihre Mutter war früh gestorben, und der alte Freiherr, ein Original, aber nicht im besten Sinn, hatte einen sonderbaren Lebenswandel geführt. Es war kein Platz für Freundinnen der Tochter in diesem Haus. So vermischte Frau Helene auch später solchen Verkehr nicht, umsoweniger, als sie in ihrer Ehe ein reiches Glück gefunden hatte. Zudem entsprachen ihre häuslichen Neigungen denen ihres Gatten.

Offizielle Einladungen, denen man sich nicht ent-

ziehen konnte, nahm das Ehepaar wohl ab und zu an. Auch besuchte der Amtsrichter, was er seiner Stellung schuldig zu sein glaubte, bisweilen zur Zeit des „Dämmererschoppens“ das Lokal, in dem die Honoratioren der Stadt und die Offiziere verkehrten. Die Abende verbrachte er dagegen stets zu Hause.

Um die allwöchentlichen Reisen seiner Frau nach Nordburg machte sich Ernst Nothe kein Kopfzerbrechen. Unbedingtes Vertrauen herrschte in dieser Ehe. Wenn Helene Lust hatte, ihre Einkäufe in der Residenz zu machen, so war das eben lediglich ihre Sache. Gottlob, brauchte man nicht kleinlich zu rechnen, da der Amtsrichter ein bedeutendes Vermögen von seinen Eltern ererbt hatte.

Vor ein paar Tagen hatte Helene zu ihrem Mann gesagt: „Nun brauche ich mir noch einmal nach Nordburg, dann ist alles in Ordnung.“ Lächelnd hatte er erwidert: „Bis zum Frühling, nicht wahr? Dann gibt's wieder neue Toilettenjorgen.“ Da hatte sie gemeint: „Ach, vielleicht sind' ich bis dahin doch hier eine Schneiderin. Bequemer ist's entschieden.“ Und dann war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn stürmisch geküßt. Bei der jetzt ganz besonders stillen Lebensweise des Gatten — die Saison hatte noch nicht begonnen — bemerkten sie auch lange gar nicht, daß das Verhalten der Bekannten ihnen gegenüber ein anderes war, als früher. Frau Helene kam selten in die Stadt, und es fiel ihr nicht auf, wenn eine Dame bei ihrem Mann an einem Schaufenster stehen blieb, ihr den Rücken zudrehend, und sie bemerkte auch nicht, wenn der Gruß eines Herren vielleicht etwas zögernder war, als es üblich ist. Sie war eine zu arglose, vornehme Natur, um darin eine Absicht zu sehen.

Ihr Mann kam schon seit Wochen gar nicht in Gesellschaft — sein Werk nahm ihn fast über Gebühr in Anspruch. Immer noch fand er etwas zu ändern, zu bessern, und der Verleger drängte.

Gerade am Tag vor Helenes letzter Fahrt nach Nordburg ist endlich die letzte Durchsicht vollendet. Nun geht's ans Einpacken, und gegen Abend bringt der Amtsrichter das Manuskript selbst zur Post. Heimgekehrt tritt er, froh des vollendeten Werkes, in Helenes Zimmer. Er trifft sie, den Kindern Geschichten erzählend. So vertieft sind Erzählerin und Zuhörer, daß sie ihn nicht gleich bemerken. Es ist ein gar holdes Bild: Die schöne blonde Frau im Erker, ihr zu Füßen die zwei Kleinen, aufmerksam lauschend.

Ein Glücksgefühl ohnegleichen durchströmt ihn. Ganz besonders dankbar empfindet er in diesem Augenblick, nach der vollendeten, gelungenen Arbeit, wie reich er ist. Das alles ist sein: Diese behagliche Häuslichkeit mit ihrem Frieden, das prächtige Kinderpaar, das, gesund an Leib und Seele, ihm bis jetzt nur Freude gebracht, und die Krone von allem: sein Weib!

Jetzt entdeckt der Junge den in der Tür stehenden Papa.

„O Papa — Mutti erzählt Geschichten, so schöne Geschichten. Hör' auch zu, Papa.“

„Nu tuhör, Papa“ — erhob die kleine Lotte — „töne Tesichten.“

„Das glaub' ich, und ich möcht' wohl auch die schönen Geschichten hören. Aber Papa hat keine Zeit. — Helene gratuliere mir, das Manuskript ist fort. Nun blieb' ich freilich liebend gern hier in meinem „Glück im Winkel“, doch ich hab' mich der Gesellschaft schon unverantwortlich lang entzogen. Ich werde noch eine Stunde ins Kasino gehen, um mich 'mal wieder zu zeigen.“

„Tu' das, Lieber, Du hast recht. Ich glaube, man nimmt uns unsere Zurückgezogenheit übel. Frau Justizrat Mager wußte gestern nicht, ob sie mir überhaupt danken sollte oder nicht. Ich fürchte, sie kann's nicht verwinden, daß ich ihre letzte Einladung abge schlagen habe. Aber ich war doch an dem Vormittag in Nordburg, da hatt' ich keine Lust, nachmittags gleich wieder auszugehen.“

„So, Frau Justizrat Mager? — „Nu tuhör Papa“ — erhob die kleine Lotte — „töne Tesichten.“

„Ja gewiß. Die Frau ist mir nur so entsetzlich unsympathisch. Die hat kein gutes Herz. Aber nun geh', Ernst, sonst sind die Herren mit ihrem Dämmererschoppen fertig, bis Du kommst.“

Als der Amtsrichter das Kasinolokal betritt, findet er nur einige wenige Beamte. Helene hat recht gehabt. Der Dämmererschoppen ist fast beendet. Nur ein Rechtsanwält, zwei Offiziere, ein Gymnasialoberlehrer und ein Gutsbesitzer aus der Nähe sitzen noch um den runden Tisch, an dem er auch Platz nimmt. Es fällt ihm auf, daß die Herren ein lebhaftes Gespräch bei seinem Eintritt plötzlich abgebrochen haben. Es kann ja Zufall sein, aber es ist ihm unbehaglich. Auch die Anwesenheit des Gutsbesitzers empfindet er unangenehm. In einer Klagesache hat er einmal gegen ihn



entscheiden müssen, und das trägt ihm Herr v. Mirus, ein etwas rüder Patron, heute noch nach.

Ein gezwungenes Gespräch kommt in Gang und bald bemerkt Rothe, daß der Gutsbesitzer nicht ganz nüchtern ist. Er ist deshalb doppelt vorsichtig in der Unterhaltung und vermeidet alles, was Herrn v. Mirus hätte reizen können. Damit ist ihm aber nicht gedient. Er stichelt fortwährend auf „die unfehlbare Justiz“, und zwar wendet er sich mit diesen Reden stets direkt an den Amtsrichter, der am liebsten aufgestanden und fortgegangen wäre, wenn er nicht Aufsehen hätte vermeiden wollen. Und noch etwas anderes hielt ihn.

Die Herren erschienen ihm so eigentümlich, so zugeknöpft und dabei von einer gewissen geflissentlichen Höflichkeit, so, als wüßten sie nicht recht, wie sie mit ihm verkehren sollten, oder als hätten sie etwas gutzumachen. Um das sich langsam hinschleppende Gespräch etwas zu beleben — der Gutsbesitzer hatte seine plumphen Versuche, ihn zu reizen, endlich aufgegeben und verharrte nun in Schweigen — beginnt er von dem neugegründeten Museum in Nordburg zu sprechen, aber auch da begegnet er verlegenen Gesichtern. Niemand erwidert etwas. Herr v. Mirus schlägt nach kurzer Pause eine höhnische Lache auf.

„Nordburg, das interessiert Sie natürlich ganz besonders, Herr Amtsrichter. Ist ja auch 'ne interessante Stadt, dieses Nordburghahaha!

Ernst Rothe springt auf und ruft:

„Herr von Mirus — was soll das? Was wollen Sie damit sagen? Sie nehmen einen Ton an, der —“

„Bah, nicht so hitzig, mein Herr Amtsrichter! Schodschwerenot! Als ob's nicht stadtbekannt wäre, daß Ihre schöne Frau jede Woche den Baron v. Holzendorff in seiner Wohnung in Nordburg besucht. Alte Liebe rostet nicht, und wenn der Baron eher geerbt hätte, wär' die schöne Hülsberg heute nicht FrauRothe.“

Die umstehenden Herren sind während dieser brüskten Rede aufgesprungen, sie suchen vergebens nach begütigenden Worten. Der Amtsrichter, totenbläß, unheimlich ruhig, ruft mit starker Stimme:

„Das ist eine gemeine Lüge. Sie werden Ihre Worte sofort zurücknehmen.“

„Fällt mir nicht ein! Was die ganze Stadt weiß, brauch' ich nicht zurückzunehmen.“

Der Amtsrichter schaut die anderen Herren an; sie verharren in verlegenem Schweigen. Da spricht er, totenbläß, aber mit fester Stimme:

„Sie sind ein elender Verleumder, Herr v. Mirus. Es gibt nur eine Antwort auf Ihre erbärmliche Lüge. Herr Oberleutnant Weber, ich ersuche Sie, die Angelegenheit für mich zu ordnen. Sie haben wohl die Güte, mich ins Nebenzimmer zu begleiten. Ich wünsche allersehnlichste Regelung.“

Der Oberleutnant verbeugt sich zustimmend. Rothe gehört als Reserveoffizier seinem Regiment an.

Mit kurzem Gruß, aufrecht, ohne Bankten, verläßt der Amtsrichter, gefolgt von dem Oberleutnant, den Raum. Nach den nötigen Besprechungen wählt er einen zweiten Ausgang, während Weber zu den Wartenden zurückkehrt mit der Mitteilung, daß Rothe das Duell schon am folgenden Morgen ausgetragen zu sehen wünsche.



„Das ist eine gemeine Lüge. Sie werden ihre Worte sofort zurücknehmen.“

„Wenn wir alles daran setzen, läßt es sich ermöglichen. Sie sind gewiß einverstanden, Herr v. Mirus? Es ist noch früh; bis Mitternacht ist der Amtsrichter auf seinem Bureau zu treffen. Ich denke, in der Zeit können wir alles ordnen.“

Mirus erklärt seine Zustimmung und begleitet den Oberleutnant, um alles in die Wege zu leiten. Die anderen Herren verlassen in gedrückter Stimmung das Lokal, nachdem sie strengstes Stillschweigen ver-

abredet haben. —

Frau Helene hat die Kinder zu Bett gebracht und harrt am gedeckten Tisch des Gatten. Statt seiner kommt der Amtsbote mit einem Billet.

„Liebste Helene!

Ein unvorhergesehener Fall im Bezirk erfordert meinen Aufenthalt im Bureau noch für mehrere Stunden. Schick' mir, bitte, ein paar Brötchen und warte nicht auf mich. Es kann spät werden.

Herzlichen Gruß

Ernst.“

Schade, sie hatte sich so auf einen gemüthlichen Abend gefreut. Aber natürlich, daran ist nichts zu tun.

Und es ist ja schon manchmal so gewesen. Sie braucht sich nicht zu beunruhigen. Flink packt sie etwas vom Abendbrot zusammen und gibt es dem wartenden Boten. Nach ihrer einsamen Mahlzeit

vertieft sie sich in einen Band Raabe, und zur gewohnten Zeit, um halb elf Uhr, geht sie zu Bett, in dem beglückenden Gefühl, morgen nach ihrer Rückkehr von Nordburg dem geliebten Mann alles beichten zu können, was sie ihm aus Sorge und zarter Rücksicht hat verschwiegen. Sie schläft auch bald ein und hört nur undeutlich, daß Ernst heimkommt und sich noch auf seinem Zimmer zu schaffen macht.

Als sie morgens erwacht, ist er schon wieder im Begriff, sich anzukleiden.

„Laß Dich nicht stören, Liebling — ich habe Eile. Der Wagen wird gleich da sein; ich muß über Land, wegen des gestrigen Falles. Nein, nein, Du sollst nicht aufstehen — ich bekomme schon an Ort und Stelle eine Tasse Kaffee. Leb' wohl, Helene, grüße die Kinder.“

„Du armer Mann, so spät ins Bett und so früh wieder heraus! Hättest Du mir nur gestern Abend Bescheid gesagt. Auf jeden Fall hättest Du erst Dein Frühstück gehabt. Wahrhaftig, da hält schon der Wagen. Nimm' wenigstens einen Schluck Rotwein und ein paar Cakes. Auf dem Büfett findest Du alles. Wann kommst Du zurück?“

„Das kann ich nicht bestimmen.“

Doch hoffentlich zum Mittagessen? Wir richten's auf drei Uhr. Dann bin ich auch wieder hier. Du weißt, ich fahre heute noch 'mal nach Nordburg.“

„Schön, Helene. Ja, vielleicht — können wir dann — zusammen essen.“

Ernst Rothe beugt sich über das Bett und küßt sein Weib zum Abschied. Dann wirft er einen langen Blick nach der Thür, hinter der die Kinder schlafen und verläßt das Zimmer.

Helene ist ganz arglos. Sie ist noch müde und da ihr Zug erst um neun Uhr geht, kann sie gut noch ein halb Stündchen schlafen. Ach — sie hat so viel nachzuholen, so viele schlaflose Nächte! Fast übermenschliche Anstrengung hat's ihr gekostet, monatelang die Angst um ihr Befinden dem Gatten zu verheimlichen. Ganze Nächte hat sie wach gelegen, bis sie endlich zu dem Entschluß kam, ohne Ernsts Wissen einen Spezialisten für Frauenkrankheiten in Nordburg zu konsultieren.

Ernst damit zu beunruhigen, eher als unbedingt nötig, wäre ihr sündhaft erschienen. Er war gerade damals so ganz in sein Werk vertieft.

Es würde ihm alle Schaffensfreudigkeit geraubt haben, hätte sie ihm ihre Besorgnisse mitgeteilt. Und Gottlob, sie waren unnötig gewesen, wenigstens handelte es sich nur um geringe Störungen, die durch geeignete Behandlung leicht zu heben waren und ihre Anwesenheit in Nordburg nur einmal wöchentlich erforderten. Und sie hatte schon an eine lebensgefährliche Operation gedacht und davor gebangt!

Dem alten Hausarzt hatte sie sich nicht anvertrauen wollen, denn der hätte Ernst gegenüber sicher nicht

geschwiegen, und überdies war sie fest überzeugt, daß er sie auch an den Spezialisten gewiesen hätte.

Medizinalrat Forbeck in Nordburg galt als Autorität in seinem Fach. — Nun war alles so gut geglückt — heute sollte sie zum letzten Male nach Nordburg, um als „völlig gesund“ aus der Behandlung entlassen zu werden. — Helene schläft nicht wieder ein. Mit wachen Augen liegt sie noch eine Weile — es ist ihr so besonders wohl zumut. Dann werden die Kinder drüben lebendig. Da erhebt sie sich auch, und nach einer halben Stunde sitzt sie mit Kurt und Lotte am Kaffeetisch. Nachher dürfen sie ihr mit Anna das Geleit zum Bahnhof geben. Es ist ein frischer, heller Herbstmorgen. Das bunte Laub leuchtet förmlich im Sonnenschein, und es kann kein wehmütiger Gedanke an ein Vergehen, an ein Sterben in der Natur aufkommen.

Das Frohgefühl der jungen Frau steigert sich noch während des Weges zur Bahn. Es ist ein gar so wohlthuender Gedanke: Du hast dem Gatten etwas erspart, was ihn hätte bedrücken und ängstigen können, Du bist tapfer gewesen und hast einen kleinen Teil der Danteschuld abgetragen, die Du ihm gegenüber hast.

Diese erhöhte Stimmung begleitet sie auch auf ihren Gängen in der Residenz. Mit herzlichem Dank verabschiedet sie sich von dem lebenswürdigen Arzt, der scherzend meint:

„Also heute, gnädige Frau, darf ich Ihnen endlich eine Empfehlung an Ihren Herrn Gemahl auftragen? Nun wird das große Geheimnis offenbar. Oder wünschen Sie, daß ich ihm selbst schreibe, daß er sich gar keine Sorge zu machen braucht?“

„Nicht nötig, Herr Medizinalrat. Es wäre unbescheiden, wollt' ich das verlangen. Und nochmals tausend Dank!“

Nun noch einige Besorgungen, dann geht's heimwärts.

Als der Zug hält, schaut sich Helene suchend um. Die Kinder nicht da mit Anna? Heute bei dem herrlichen Wetter! Es wird doch nichts passiert sein?

Ach, dummes Zeug. Eine Verspätung — sicher begegnen sie ihr noch auf dem Weg. Nein, nichts zu sehen in der Bahnhofstraße. Nun beschleunigt Helene unwillkürlich ihre Schritte. Es fällt ihr auf, daß einige Vorübergehende sie so scheu ansehen. Einmal dreht sie sich um, da bemerkt sie, wie zwei Dienstmädchen ihr nachblicken, lebhaft schwagend. Sie glaubt Worte zu verstehen, wie „verunglückt“, „heimgefahren“. — Ach, töricht — wie kann man nur so ängstlich sein. Wer weiß, wovon die gesprochen haben!

Doch sie kann sich das Gefühl nicht nehmen — es schnürt ihr förmlich die Brust zusammen. Doch wie ist ihr der Weg zu ihrer Wohnung so endlos lang erschienen.

Endlich biegt sie um die letzte Ecke — endlich ist sie am Ziel! Aber — um Gottes willen — eben tritt der

alte Hausarzt aus der Thür, und so ernst sieht er aus, und im Schlafzimmer sind die Gardinen zugezogen, jetzt, am hellen Tag, wo sonst die Fenster stets weit offen stehen. —

„Herr Sanitätsrat, was ist geschehen — ist Ernst — was ist —“

„Fassen Sie sich, gnädige Frau“ — wie sonderbar der Mann sie anschaut, so strafend, so vorwurfsvoll —

„Fassen Sie sich. Ihr Gatte ist schwer erkrankt, sehr schwer. Er — es ist — ja, verheimlichen kann ich's Ihnen doch nicht. Ich komme wieder mit herauf. Es handelt sich um ein Duell — Schuß durch die Lunge, nicht unbedingt tödlich, doch ist der Zustand sehr ernst. Eine Krankenschwester ist bei ihm —“

„Ernst — mein Ernst — ich will zu ihm —“

„Noch nicht, gnädige Frau. Ihr Anblick dürfte ihn zu sehr erregen!“

„Mein Anblick, Herr Sanitätsrat? Bin ich nicht sein Weib? Und ein Duell, sagen Sie. — Mit wem — warum?“

„Fragen Sie sich, gnädige Frau, ob Sie nicht am besten wissen, warum?“

„Ich? Aber mein Gott — ich komme eben ahnungslos aus Nordburg, glücklich, mit guten Nachrichten. Ich habe schon seit Wochen Medizinalrat Forbeck konsultiert. Ernst sollte nichts ahnen, deshalb verschwieg ich's auch Ihnen. Sie hätten mich ja doch auch zu Forbeck geschickt. Und nun — ach nun, wo alles gut ist — ich war zum letztenmal heute dort — nun — o, es ist furchtbar! Und ich soll nicht zu meinem Mann dürfen, damit er sich nicht aufregt? So ähnlich war's doch, Doktor? Als ob ich — was ist's mit dem Duell? Ist es um meinetwillen? Ich habe doch nichts Böses getan!“

Der alte Arzt schweigt einen Augenblick, sichtlich ergriffen.

Blitzschnell ist's ihm durch den Sinn gefahren: Im Erdgeschoß der Forbedschen Privatklinik wohnt Baron v. Holzendorff. Nun ist ihm alles klar und langsam spricht er:

„Nein, meine liebe, gnädige Frau. Sie haben nichts Böses getan. Wir alle, die ganze Stadt, wir haben Ihnen etwas abzubitten. Gott gebe, daß nicht ein schönes, reiches Glück zerstört ist für immer. Und

mun seien Sie tapfer, Frau Helene, recht tapfer. Leider kann ich jetzt nicht hierbleiben, aber ich komme in einer Stunde wieder, und dann sollen Sie alles hören. Vielleicht kann ich dann auch eher beurteilen, ob Sie unseren Patienten sehen dürfen. Augenblicklich ist keine Lebensgefahr vorhanden, das dürfen Sie mir glauben. Auf Wiedersehen!“

Helene wehrt die Mädchen, die jetzt ganz verstört und bedrückt mit den Kindern zu ihr treten, ab und wandt in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Darf sie nicht zu ihm, so will sie wenigstens in dem Raum weilen, wo ihr sein Bild am nächsten ist.



Und vielleicht findet sie ein Wort von ihm. Man hinterläßt doch seinen Liebsten einen Abschiedsgruß, wenn man bereit ist, in den Tod zu gehen. Sie öffnet den Schreibtisch. Der Schlüssel liegt stets an einem nur Ernst und ihr bekannten Ort. Da — ein Brief mit der Aufschrift: An meine Frau. Hastig erbricht sie ihn.

„Mein geliebtes Weib!

Du wirst diese Zeilen lesen, wenn ich nicht mehr bin. Ich bin ein schlechter Schütze, Herr v. Mirus ist ein ganz vorzüglicher. So ist meine Hoffnung, für Euch, Ihr Liebsten, weiterleben zu dürfen, nur gering. Aber Deine und meine Ehre erfordern die Einsetzung meines Lebens. Ich habe die Angelegenheit beschleunigt, weil ich keinen Aufschub ertragen kann. Vielleicht ist Gott uns gnädig und verhütet das Schlimmste. Ist es anders beschossen, so mußt Du es tragen, mein Weib. Ein schwacher Trost ist es für mich, daß Du in gesicherter Lage zurückbleibst, daß die Kinder eine Mutter behalten, die beste Mutter, die es geben kann. Du weißt Bescheid in den Verhältnissen, wir haben ja alles geteilt. Nun zur Hauptsache. Helene, Du wirst erfahren, wessen die Welt Dich beschuldigt. Ich habe Vorforge getroffen, daß man Dich aufklärt. Ich selbst bin nicht imstande, das schmählige Gerücht in Worte zu fassen. Nur sagen kann ich Dir, daß nicht der Schatten eines Zweifels in mir ist, Helene, daß Du über jeden Verdacht erhaben bist und daß mein letzter Gedanke sein wird: Gott segne mein Weib für alles, was es mir gewesen und gegeben.

„Bis in den Tod
Ernst.“

Helene liest und liest nochmals und es wird ganz still in ihr. Nach einer Weile erhebt sie sich mit tiefem

Atemzug. Gott sei Lob und Dank! Er hat nicht gezweifelt an ihr. Sie weiß ja noch immer nicht, um was es sich eigentlich handelt, aber eins weiß sie: er hat nicht an ihr gezweifelt. Nun kann ihr niemand weigern, an sein Krankenlager zu treten.

Kuhig geht sie ins Kinderzimmer, ordnet dies und jenes an, sehnsüchtig die Rückkehr des Arztes erwartend. Noch ehe die Stunde um, ist er da. Sie reicht ihm den Brief:

„Lesen Sie, Herr Sanitätsrat, und dann führen Sie mich zu ihm.“

Der Arzt liest und gibt ihr feuchten Auges das Blatt zurüch.

„Ja, Frau Helene, jetzt seh' ich, Ihr Anblick kann ihm nicht schaden. Ach, was ist das doch für eine elende, erbärmliche Welt! Klatsch, Verleumdung, und das Schlimmste von allem, die Freude daran! Mörder sind's, feige Mörder, all' die Menschen, die das schlechende Gift austreuen, es verbreiten, bis es endlich wirkt, bis es tötet! Wahrscheinlich, einer der im Jähzorn den Gegner niederschlägt, ist ja ein Engel gegen solche Giftmischer! Und ich alter Kerl — na ja — zu mir ist's erst vor ein paar Tagen gedrungen, das Gift, das erbärmliche Gerücht, Sie, Frau Helene, besuchten allwöchentlich den Baron von Holzendorff in seiner Wohnung in Nordburg.“

Helene wird rot und blaß.

„Holzendorff — der früher hier gestanden — der, ja der wohnt in dem Haus, wo der Medizinalrat — und ich soll — das ist schändlich — erbärmlich!“

„Ist's auch, Frau Helene. Wie gesagt, an mich trauten sich die bösen Zungen doch wohl lange nicht heran, an den Hausarzt. Und als ich's doch endlich erfuhr, durch einen Zufall, da war mein erster Gedanke: Sobald Du dem Rothe begegnest, sagst Du's ihm, offen und ehrlich, damit er der Schlange den Kopf zertritt. Und das ist meine Schuld, daß ich's nicht sofort tat. Und so erfuhr er's gestern Abend im Kasino auf eine Weise, die ihm keine Wahl ließ, unseim Ehrenkodex nach. Mein junger Kollege, der beim Duell zugegen war, hat mir die Einzelheiten mitgeteilt. Ihr Gatte hatte wirklich keine Wahl, Gott sei's geglagt. Und Mirus, der — — na, ich will

mich zusammennehmen, Mirus, sein Gegner, ist heil und gesund geblieben.“

„Dank, Herr Sanitätsrat, für die Aufklärung, so bitter sie auch ist. Ich dacht' es gut zu machen, meinem Ernst Sorge zu ersparen, und so — ach, Doktor, nicht wahr — er wird leben?“

„Wir wollen's hoffen, Frau Helene, wir wollen's hoffen. Kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen. Aber erst, erst — verzeihen Sie mir, liebe, gnädige Frau, daß ich — ja, als Sie heute auf mich zukamen, da hatt' ich selbst einen Augenblick des Zweifels. Sie haben's gewiß an meiner Miene gesehen. Das Gift, das verdammte, schlechende Gift!“

„Nicht mehr davon reden, Doktor, bitte nicht. Wir sind eben alle nur Menschen. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Und nun zu meinem Ernst.“

Wochenlang ringt Ernst Rothe mit dem Tode.

Stille herrscht im ganzen Haus. Die Kinder sind oben hin quartiert worden mit Anna. Helene geht ganz in der Pflege des Gatten auf. Niemand aus der Stadt bekommt sie zu sehen, als der Arzt und die Schwester, die sie bisweilen abläßt, wenn die Natur zu gebieterisch ihr Recht auf Schlaf geltend macht.

Von der Außenwelt dringt nichts zu ihr. Die Köchin weist alle teilnehmenden Fragen ab. Und deren gibt es viele. Am häufigsten schicken die, die am meisten dazu beigetragen haben, das schlechende Gift der bösen Nachrede zu verbreiten, natürlich „im Vertrauen“, „unter dem Siegel der Verschwiegen-

heit“. Die sind auch jetzt am eifrigsten, zu versichern, daß sie „niemals daran geglaubt haben“. Aber die Welt sei eben zu schlecht. —

Endlich ist die Gefahr vorüber; noch ein Aufenthalt im Süden und alles wird gut sein. So versichert der berühmte Spezialist, der ans Krankenlager gerufen wurde.

Anfang Dezember reißt die Familie nach der Riviera ab, begleitet von den guten Wünschen der ganzen Stadt.

„Der Frau Amtsrichter ist die Erholung zu gönnen“, so versichert Fräulein Adele Merker jedem, der es hören will, „sie hat sich wirklich bewährt in dieser schweren Zeit.“



Endlich ist die Gefahr vorüber; noch ein Aufenthalt im Süden und alles wird gut sein.

Im Mai kehrt Ernst Nothe mit den Seinen wieder in die Stadt zurück, aber nur zu kurzem Aufenthalt. Die „Erläuterungen zum Erbrecht“ haben Aufsehen in Fachkreisen erregt. Eine ganze Reihe von Tageszeitungen und Fachzeitschriften haben den Amtsrichter um seine dauernde Mitarbeiterschaft ersucht. So hat er sich entschlossen, den Staatsdienst zu quittieren und sich ganz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen, u. zwar in einer mitteldeutschen Univeritätsstadt.

Dabei kann er auch noch einen früher schon gehegten Lieblingsplan, als akademischer Lehrer tätig zu sein, im Auge behalten.

Der Abschied von der bisherigen Heimat wird dem Ehepaar nicht schwer. Das Gift hat nicht getötet, aber die Spuren, die es hinterlassen, werden leichter und vollständiger in neuer Umgebung verwunden werden.

Eine Million Harmonikas und Tausende und Abertausende andere Musikinstrumente werden alljährlich in Klingenthal und Umgebung gefertigt. Wer deshalb Bedarf in Zugharmonikas, Vandonions, Violinen, Zithern, Guitarren zc. hat und selbe direkt vom Fabrikationsort kaufen will, dem ist dringend zu empfehlen, sich an die bekannte Firma Meinel u. Herold in Klingenthal i. S. zu wenden. Genannte Firma ist im Besitz von über 8000 notariell beglaubigter, freiwillig eingefandter Dank- und Anerkennungs schreiben, welche ein sicherer Beweis sind, daß trotz der äußerst niedrigen Preise nur wirklich gediegene und brauchbare Waren zum Versand kommen. Niemand verfäume daher vor Ankauf eines Instrumentes den neuen Katalog mit vielen Abbildungen umsonst zu verlangen, derselbe wird an Jedermann portofrei versandt. Aufträge von 10 M. an führt diese Firma innerhalb Deutschlands portofrei aus.

Der billige Preis macht sie allen zugänglich und diesem Umstand verdanken die Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen ihre heutige Beliebtheit als Haus- und Heilmittel bei Störungen der Verdauung und Ernährung. Sie sind das beste Abführmittel und seit 33 Jahren im Verkehr. Erhältlich in den Apotheken zu 1 M. die Schachtel mit dem „Weißen Kreuz im roten Felde“ und Unterschrift „Rhd. Brandt“.

Prämiiert mit allerhöchsten Auszeichnungen u. a. der kgl. Sächsischen Staatsmedaille sind die Fabrikate der Bogtländischen Musikinstrumentenfabrik Hermann Dölling jun. Markneufkirchen, deren Inzerat die verehrten Leser im Inzeratenteil finden. Daß demzufolge jeder Besteller in bester Weise zufriedengestellt wird, bedarf hier keiner besonderen Erwähnung. Katalogsendung mit Vorzug-Rabatschein erfolgt gratis und portofrei.

Wir machen unsere geehrten Leser auf das Inzerat des Apothekers **Josef Schneider in Reschitz** (Süd-Ungarn) aufmerksam und empfehlen den Bezug der amonzierten Präparate von der genannten Firma, indem sich diese Artikel, welche in Handel gebracht werden, in der Tat nicht nur in Deutschland, sondern auch auf dem ganzen Kontinent und

selbst in England und Amerika des besten Rufes erfreuen. Jeder Landwirt kennt „Schneider's Kräutergeist“ und es gibt heute kaum einen Landwirt in Deutschland, in dessen Haus sich „Schneider's Kräutergeist“ nicht eingebürgert hätte.

Seit 100 Jahren werden in Klingenthal (Sachsen) und Umgebung Musikinstrumente aller Art gefertigt und nach allen Weltteilen versandt. Diese Tatsache ist ein Beweis von der Vorzüglichkeit der Klingenthaler Fabrikate. Die Firma Wolf u. Co. in Klingenthal führt in ihrem neuen Hauptkatalog für 1910 „300 Sorten Ziehharmonikas“ und außerdem eine enorme Auswahl in allen übrigen Musikinstrumenten.

Die schon seit 15 Jahren bestehende Firma: **Emil Janßen**, Stahlwarenfabrik u. Versandhaus in **Wald Nr. 676** bei Solingen, versendet ihren neuesten, illustrierten Preiskatalog über alle Arten: „Solinger Stahlwaren, Gold-, Silber- u. Lederwaren, Waffen, Haushaltungsgeräte, Musikinstrumente“ zc. an Jedermann gratis und franko.

Wer gern lacht, lebt am längsten! Freunde guter humoristischer Bücher machen wir auf die Annonce der Rudolph'schen Verlagsbuchhandlung Dresden-Nr. 100 aufmerksam. Besonders das Buch „Die Humoristen“ ist sehr schön und preiswert. Ein beliebtes Buch ist auch „Die Kunst der Unterhaltung“. Man lernt aus diesem Buche, wie man auf eine passende Art und Weise, besonders Damen gegenüber, eine Unterhaltung anknüpft und ein beliebter Gesellschafter wird. Die Firma verkauft noch viele andere schöne Bücher, auch über Hebung der Körperkräfte zc.

Alle von Ihnen bisher bezogenen Instrumente sind ohne Ausnahme tadellos. Es gibt keine besseren für den Preis. Diese, sowie eine große Anzahl ähnlich lautender Anerkennungen wurden der Musikinstrumenten-Manufaktur **Wilhelm Kruse** in **Markneufkirchen** Nr. 563 unaufgefordert zugesandt, es ist dies wohl der beste Beweis dafür, daß man Musikinstrumente nirgends vorteilhafter kauft, als wie von oben genannter Firma.